Im Wechsel der Tage

Monatliche Tierbelustigungen

von

W. Marshall

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von A. Twietmeyer
(1898)

Im Wechsel der Tage

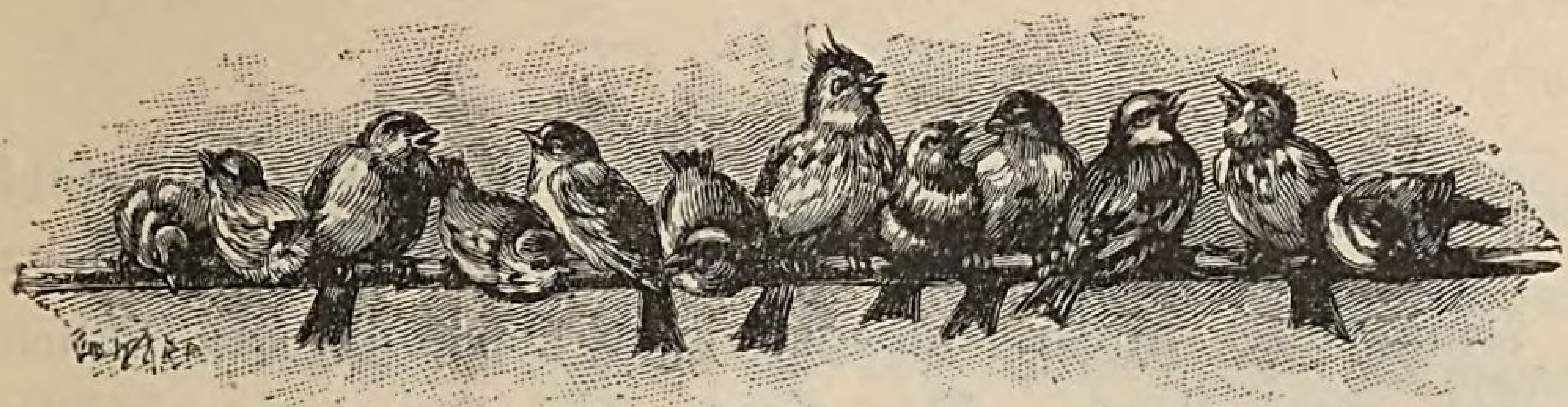
Monatliche Tierbelustigungen

von

W. Marshall

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von A. Twietmeyer



IV. April.

Die Sonne ist in das Zeichen des Stiers getreten und wir befinden uns im letzten Drittel des „Wandelmonds“, wie der 1820 gestorbene Litterarhistoriker Eschenburg den April anzüglich nannte.

Man könnte den Mond als das Gestirn des Aprils bezeichnen, denn beide sind gleich wandelbar, der eine freilich in genau berechenbarer, der andere in ganz unberechenbarer Weise. Außerdem ist der Mond auch das Gestirn der Verliebten, der ihrer Schwüre lacht, und ihr Monat ist der April. In dieser Zeit laichen viele Fische, fast alle Vögel paaren sich, einige Säugetiere pflegen der Liebe, und bekanntlich enthalten die Zeitungen selten soviele Verlobungsanzeigen als um das Osterfest herum, das meistens doch in den April, dem „Ostermonat“ Karl des Großen fällt.

Ja, der April ist ein großer Zauberer, denn das will doch etwas heißen, sollte ich meinen, einen kaltblütigen Fisch, der noch dazu bloß eine einzige Herzkammer hat, unter Amors Joch zu zwingen. So geht

es dem kühnen Barsch, der eine weitgehende Auswahl hat unter den Töchtern des Landes, denn in Salzburg kommen 10, in der Umgegend von Paris gar 50 Damen auf einen Herrn. Der Laich wird bei diesem Fische in netzartig angeordneten Schnüren an Steinen und Wassergewächsen abgelegt, während sonst die meisten Fische ihre Eier in Gestalt unregelmäßiger Klumpen absetzen. So thut es jetzt die Plötze, einer der gemeinsten Fische diesseits der Alpen, im übrigen eine nichtsnutzige Kreatur, nur zum Futter von Raubfischen und zur Bereitung von Fischguano verwendbar. Muß man denn aber bei jedem Tiere fragen: welchen Nutzen hat die liebe Menschheit von seiner Gegenwart? Das wäre mir eine jämmerliche Naturauffassung, gerade so, als ob Einer sagen wollte: „ach ja, ich liebe das junge Grün der Frühlingswiesen, Grün ist so gut für die Augen", oder ein Anderer: „nichts geht mir über die Rheingegenden, was wachsen da für vortreffliche Weine". Nein, wir wollen auch der Plötze gerecht werden und ihre Vorzüge nicht unter den Scheffel stellen. Sie ist ein schöner Fisch, gegen dessen oben in der Regel blaugrünen, unten silberigem Leib sich die roten Flossen brillant abheben. Brillant ist auch die rote Farbe seiner Regenbogenhaut. Überhaupt hat der Fisch entschieden demokratische Neigungen und rote Tendenzen. In der Weichsel bei Danzig und im Frischen Haff giebt es ganz rote Plötzen, prächtige Tiere, die es mit jedem Goldfisch gar wohl aufnehmen können.

Besonders schön sind die Männchen jetzt zur Laich-

zeit, wo sie eine Art Liebes-Hautausschlag, wie so viele karpfenartige Fische bekommen. Auf verschiedenen Schuppen des Oberkörpers, auch an der Rücken- und Schwanzflosse treten kleine kegelförmige Warzen auf, die wir, da sie eben nur beim Männchen und nur während der Fortpflanzungszeit auftreten, für einen sog. sekundären Geschlechtscharakter, das heißt für eine Eigentümlichkeit des männlichen Geschlechts zur Gewinnung des weiblichen, halten können. Beim Laichgeschäft versammeln sich die Plötzen in großen Mengen, und die Liebe macht sie so blind, daß man sie fast mit der Hand fangen kann. Auch der gemeine Brachsen, ein wohlschmeckender Verwandter der Plötze fängt jetzt langsam an zu laichen und setzt an Wasserpflanzen auf untiefen Stellen seine ungemein zahlreichen, bei einem Individuum sich auf mehr als 200000 Stück beziffernden Eier ab. Während aber die Plötze in der Fortpflanzungszeit vor lauter Verliebtheit alle Vorsicht beiseite setzt, ist der Brachsen ein sehr scheuer Fisch, den die geringste Störung von den Laichplätzen vertreibt. Aus diesem Grunde ist in verschiedenen Gegenden Schwedens in der Nähe der bekannten Stellen der Eiablage dieser Fische während der Laichzeit das Läuten mit den Glocken verboten.

Bekanntlich geschieht die Befruchtung der Eier bei den meisten Fischen, und bei allen unsern Süßwasserfischen, außerhalb des mütterlichen Körpers. Das kann bei den Weißfischen und andern Karpfenformen zu einer merkwürdigen Konsequenz führen. Wo nämlich gewisse Arten in den nämlichen Gewässern dicht beieinander

vorkommen, kann der Fall eintreten, daß die Männchen einer Art zufällig oder irrtümlicherweise den Laich einer andern Art befruchten und so die Väter von Bastarden werden. Gerade die Plötze bastardiert mit andern Fischen, so mit dem Brachsen, und das Produkt der Kreuzung ist eine scheinbar neue Art und Gattung, Abramisiopsis Leuckarti, oder sie zeugt mit dem Gieben (Abramis blicca) eine Bliccopsis abramo-rutilus genannte Form. Am häufigsten aber finden solche eheliche Unregelmäßigkeiten zwischen dem Karpfen und der Karausche statt, und heißen die lebenden Folgen dieses wahlverwandtschaftlichen Umgangs auf Deutsch Karpfkarauschen oder Bastardkarpfen, auf Lateinisch aber Cyprinus Kollarii. Zwischen Karpfen und Karausche können sich nun alle möglichen Übergänge und Vermischungsgrade herausbilden, die einmal mehr nach der einen, das andere Mal mehr nach der anderen Seite hinneigen. Es giebt Gewässer, in denen es weder reine Karpfen noch reine Karauschen mehr giebt, sondern nur Cyprinus Kollari. Ein solcher Fisch kann einem Karpfen äußerlich genau gleichen, ist aber doch ein Bastard, dessen Urgroßmutter eine Karausche war. Den Ausschlag giebt da die Beschaffenheit der Schlundzähne. Durch die Beimischung von Karauschenblut wird übrigens das Fleisch der Bastarde minderwertig, und die Besitzer von Karpfenteichen sollten in diesen die Gegenwart von Karauschen in ihrem eigenen Interesse unbedingt nicht dulden. Mir kann es vom kulinarischen Standpunkte aus gleichgültig sein: ich verschmähe Karauschen sowohl wie Karpfen,

selbst Schleien, aus denen ein so großes Wesen gemacht wird, ich lobe mir die Raubfische, bei Steinforellen, Äschen, halbpfündigen Hechten, Aalen, den besseren Meerfischen bin ich allemal derjenige, welcher!

Auch die Nase laicht jetzt. Die Nase ist nämlich ein Fisch (Chondrostoma nasus), der auch in die große Sippe der Karpfen gehört, nicht allerorten in Deutschland zuhause ist, aber namentlich den Rhein und seine Nebengewässer bewohnt. An der Mündung der Birs in den Rhein unweit Basel wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im April 100000 Stück gefangen und in der Wutach bei Augsburg beträgt während drei oder vier Frühlingswochen die Ausbeute 300 Zentner. Im Jahre 1893 hat man hier an einem Tage nahe an 14000 Stück gefangen und am „Oberhauser Steg" war zeitweilig vor lauter sich drängenden Fischen kaum Wasser zu sehen. Auch im Rhein und Main erscheinen die Fische an den Laichplätzen im April als sogenannter „Nasenstrich" in großen Mengen. Schade, daß das grätenreiche, fadeschmeckende Fleisch der Nase zu dem der Steinforelle sich etwa so verhält wie eine seifige Kartoffel zu einer edeln Perigordtrüffel. Die Schnauze des Tieres springt auffallend weit über das Maul vor, was die Veranlassung seiner deutschen Benennung gegeben hat. —

Es ist eine bekannte Sache, daß das Volk noch heutzutage wie die Gelehrten früherer Zeiten gleich bei der Hand ist für ein Tier, über dessen Entstehung ihm nichts bekannt ist, Urzeugung anzunehmen: nach dieser

Hypothese entstehen die Eingeweidewürmer aus Darmschleim und „dickem Geblüte", Aale und Frösche aus Schlamm u. s. w. Nun lebt in Deutschland, doch mehr im nordöstlichen Gebiet, in kleinen Gewässern, oft in Torfausschachtungen, die keinen näheren unmittelbaren Zusammenhang mit Flüssen und Seen zeigen, ein kleines, allerhöchstens 12 cm lang werdendes Weißfischchen mit grünlichgelbem Rücken, silberig-glänzenden Seiten und Bauch und jederseits mit einem dunkleren metallischblauen Längsstriche. Es lag für das Volk der Gedanke nahe in diesem Tiere auch ein „von selbst" entstandenes Wesen zu sehen, das des Glückes eine Mutter zu besitzen entbehrte, und man nannte es auf Plattdeutsch: „Moderloseken", die kleine Mutterlose. Gelehrte nahmen die Volksbezeichnung auf, zogen ihr ein klassisches Röcklein an, und Aphya hieß das Fischchen. Der plattdeutschen Benennung aber erbarmte sich die hochdeutsche Volksetymologie, die aus „Mul apen" Maulaffen und aus „seyn Schepeken (Schiffchen) op 't Dröge hebben", sein Schäfchen im Trocknen haben, gemacht hatte, und nannte das Tierchen flottweg „Moderlieschen".

Moderlieschen klebt seine Eier ringelweise an den Stengel von Wasserpflanzen, und sein Männchen bewacht sie und erschüttert das Gewächs fortwährend durch Schläge mit dem Schwanze. Es scheint, daß diese Erschütterungen, die vielleicht eine anhaltende Erneuerung des Wassers und damit des Sauerstoffs um die Eier herbeiführen, zu deren Entwickelung unentbehrlich sind; wenigstens verderben sie, wenn man die Männchen,

die auch tapfer jeden wirklichen oder vermeintlichen Feind angreifen, weggefangen hat.

Das merkwürdigste, in der jetzigen Jahreszeit laichende Fischchen ist aber der gleichfalls in die Karpfensippe gehörige Bitterling (Rhodeus amarus), der sich auch hin und wieder in stehenden Gewässern unseres Vaterlandes findet. Das Tierchen hat die Gestalt der Karausche und wird im männlichen Geschlechte bis 10 cm lang; die Weibchen bleiben etwas kleiner. Während dem größten Teil des Jahres sind beide Geschlechter gleich einfach gefärbt, oben graugrün, an den Seiten und unten silberig mit einem bis zur Schwanzwurzel reichenden grünen Längsstreifen. Zur Laichzeit aber legen die männlichen Bitterlinge ihr einfaches Gewand ab und ziehen dafür ein prächtiges Hochzeitskleid an. Sie schillern dann über und über in allen Farben des Regenbogens, wobei oben Stahlblau und Violett vorherrschen, und die grünen Seitenstreifen smaragden schimmern. Die Brust- und Bauchflossen werden orangerot, die Rücken- und Afterflosse hochrot mit schwarzen Säumen. So ist der männliche Bitterling im Bräutigamsstaate einer unserer schönsten Fische. Diese allerliebsten Geschöpfchen finden sich bloß in solchen Gewässern, in denen es Malermuscheln giebt, die vordem, in einfacherer Zeit, als in ihnen noch die Deckfarben gerieben verkauft wurden, allgemeiner bekannt waren, als in unseren hochbeinigen, breitspurigen Tagen. Das gleichörtliche Vorkommen dieser beiderlei so grundverschiedenen Tiere ist nicht zufällig und gleichgültig: ohne Malermuscheln

können sich die Bitterlinge in einem Gewässer nicht auf die Dauer erhalten. Das hängt aber so zusammen: die trägen Muscheln graben sich in den Schlamm so tief ein, daß nur das spitzere Schalenende aus ihm herausschaut. So führen sie wochen-, ja monatelang an einer Stelle ein beschauliches Dasein. Sie lassen ihre Schale am Ende klaffen, eine zarte, beide Schalenhälften bildende und an der Innenseite überziehende Haut, der sog. Mantel wird etwas nach außen vorgeschoben und derart gefalten, daß sie zwei übereinander liegende, kurze Röhren bildet. Die untere, größere ist an ihrem Rande mit feinen, sehr nervenreichen und empfindlichen Anhängen besetzt. Sie zieht Wasser und damit den zur Atmung nötigen Sauerstoff und die zur Ernährung unentbehrlichen kleinsten Organismen und Organismenreste ein.

Nachdem das Wasser über die Kiemen der Muschel, bei der Auster nennt man sie den „Bart" — geströmt ist und den ihm beigemischten Sauerstoff und die bescheidene Nahrung abgegeben hat, strömt es durch die obere der beiden vom Mantel gebildeten Röhren entwertet nach außen. So zirkuliert ein anhaltender Wasserstrom über die Muschel dahin, bis irgend ein äußeres Ereignis ihre Gemütlichkeit stört. Dann zieht sie die Mantelfortsätze ein, schließt ihre Schalen und sperrt sich hermetisch gegen die Außenwelt ab, bis sie sich wieder sicher fühlt.

Das laichreife Weibchen des Bitterlings benutzt nun die Malermuscheln (Unio), aber nur diese, nicht etwa

auch die daneben oft genug vorkommenden, nahe verwandten Schwanenmuscheln (Anodonta), um ihnen seine Eier anzuvertrauen. Anfang Januar sieht man an seinem Bauche eine kleine, walzige Papille entstehen, die zunächst so langsam wächst, daß sie erst nach 60 Tagen 5 mm lang geworden ist. Diese Länge behält sie einige Zeit. Mittlerweile sind nun die schwefelgelben ovalen Eier herangereift, und jene Papille wächst plötzlich zu einem 20 mm langen Schlauch, der nur wenige Stunden diese Länge behält, nach zwei Tagen auf 5 mm reduziert und nach 20 Tagen völlig verschwunden ist.

Dieser Schlauch ist die Legeröhre. Die männlichen Bitterlinge treiben die zum Laichen fertigen Weibchen den klaffenden Muscheln zu, über die sich diese senkrecht, mit dem Kopfe nach unten stellen und sie geraume Zeit gewissermaßen nachdenklich betrachten. Plötzlich senken sie mit kräftigem Ruck den Hinterleib, die Legeröhre streckt sich, dringt in die Einströmungsröhre der Muschel und ein Ei gleitet in ihr hinab bis auf deren Kiemen, wo ihm Sauerstoff und später auch dem jungen Fischchen in genügender Menge Nahrung zugeführt wird, bis es sich kräftig genug fühlt, seiner unfreiwilligen Pflegemutter Valet zu sagen.

Es ist höchst merkwürdig, daß die Muscheln sich in gewissem Sinne an den Fischen zu rächen wissen Die Eier der Malermuscheln durchlaufen ihre Entwickelung auf den Kiemen der Mutter, die Tiere sind getrennt geschlechtlich, darauf schwärmen die schwimmfähigen, wesentlich anders als die Eltern organisierten Jungen

aus und heften sich an die Oberfläche des Körpers, besonders an der Basis der Rückenflosse karpfenartiger Fische, ich weiß nicht, ob auch der Bitterlinge, an. Ihre Anwesenheit übt auf den entsprechenden Stellen der Oberhaut der Fische einen eigenartigen Reiz aus, demzufolge sie wuchert und die jungen Malermuscheln umwächst. In der so zustande gekommenen Pustel durchlaufen die jungen Tiere ihre weitere Verwandlung und verlassen ihren Wirt erst, nachdem sie die Gestalt der Alten angenommen haben. —

Amors Macht bleibt im April nicht bei den Fischen stehen, sie klettert aufwärts bis zum Menschen, der sich ihr zwar zu jeder Zeit und allerorten mehr oder weniger willig beugt, wenn es nicht, wie z. B. bei Nordpolfahrten gerade an Gelegenheit dazu fehlt, und steigt hinab bis zu der stumpfsinnigsten Kreatur im Pfuhl. Amor omnia vincit: die Liebe überwindet alles!

Die Lurche sind zwar, wie die Fische, sog. kaltblütige Tiere, aber gleichwohl verliebten Temperaments und verstehen, wie wenige, die Freuden der Liebe in langen Zügen zu schlürfen.

Die hübsche Knoblauchskröte (Pelobates fuscus) — weshalb sollte eine Kröte in ihrer Art nicht auch hübsch sein können? — mit ihrem grün und braun marmorierten und gefleckten, mit lebhaft roten Warzen verzierten Röcklein verläßt abends ihre Schlupfwinkel und sucht das Wasser und sucht Gefährten auf. Die Männchen der vielgehaßten, vom Undank vielverfolgten Erdkröte (Bufo vulgaris) sind jetzt wie die Straßenwalzen:

langsam in ihren Bewegungen, aber innen voll Feuer, und bellen jeden an, der es wagt sich zwischen sie und dem Gegenstand ihrer Liebe zu stellen.

Auch die Kreuzottern „hat's", wie die Süddeutschen sagen. Bisweilen findet man ganze Gesellschaften von ihnen, ein Dutzend und mehr, Männlein und Weiblein zu unheimlichen Knäueln und Klumpen zusammengeballt, und Dämon Amor schlägt auch sie mit Blindheit, so daß sie, die doch sonst scheu genug sind, der Gefahr nicht achten. Ist das Wetter schön, so schreiten auch unsere beiden Eidechsenarten, die Zaun- und die Bergeidechse zur Paarung, und erstere vertraut gern ihre Eier den roten Waldameisen an. Die Bergeidechse aber behält sie bei sich, brütet sie in ihrem Leibe aus und gebärt lebendige Junge.

Doch die Vögel erst, die warmherzigen, leichtbeschwingten Kinder der Luft! Von jedem Baume, aus jeder Hecke singen sie das hohe Lied der Liebe, und die Spatzen pfeifen es von den Dächern. Hörst du den Buchfinken, Mägdelein, wie er dich auffordert: „Pink, pink, pink, hörst du, willst' mit mir den Bräutigam zieren", und die Kiebitzmütter setzen auch in Jever, wo das Geschäft eben eine kleine, aber hoffentlich noch recht oft wiederkehrende Unterbrechung erlitten hatte, das Eierlegen eifrig fort. Kopfnickend wandelt die Täubin über die Straße, und der Taubert umkreist sie, bläst mit verliebtem: Gru-u, gru-u, den Hals auf und dreht sich eifrig um sich selbst, ohne daran zu denken, wie viel er seiner Würde vergiebt und daß er sich im Grunde ge-

nommen vor seiner Frau lächerlich macht. Sie aber nimmt keine Notiz von ihm, denkt sich „später, Alter, später!“ und trippelt geschäftig weiter. Er ihr nach, als hinge die Welt davon ab, dreht sich eifriger denn je um sich selbst und kehrt mit aufgeschlagenem Schwanzfächer die Gasse! Es ist eine tolle Zeit, aber eine schöne Zeit!

Selbst so alten Philistern, wie den Truthähnen, funkelt's rot vor den Augen;

> Was sagst du Herz zu solchen Tagen,
> Wo selbst die Puter Räder schlagen?

Unter den Säugetieren pflegen jetzt eigentlich nur die Nager der Liebe, und das will nicht viel sagen, denn die sind in dem Punkte immer auf dem Platze, wenn der Brotkorb ihnen nicht gerade einmal zu hoch hängt, und darin gleichen sie ganz dem Menschen.

Doch geschieht sonst allerlei in der Welt der Säugetiere. Sämtliche Arten der einheimischen Fledermäuse haben nach und nach ihre Winterquartiere verlassen, denn die Insektennahrung wird reichlich, — die Wildsau sucht verborgene, buschreiche Schluchten und Brüche auf und giebt ihren niedlichen, in unregelmäßiger Verteilung bunt gezeichneten Frischlingen das Leben, — der Hirsch fühlt sich veranlaßt in das Niederholz zu ziehen, dessen Gebüsche geschmeidig sind und über die er den Kopf zu heben vermag, denn sein Geweih ist noch zart, und die „Kolben“ sind äußerst empfindlich. Er verliert jetzt seine Einquartierung; nämlich die Engerlinge, d. h. die Larven der Hautbremse (Hypoderma Diana) bohren sich

aus den Hautbeulen hervor und fallen auf den Boden, in den sie sich einwühlen um sich zu verpuppen. —

Groß ist im April schon der Unterschied des Insektenlebens gegen das im März, bedeutend sind seine Fortschritte geworden, regt es sich doch mächtig in der Pflanzenwelt allenthalben in Wald und Feld, auf Wiesen und in Gärten. Alte und junge Feinschmecker spitzen schmunzelnd den Mund und sagen bloß: ja, Spargel!

Ja, Spargel! — Ihr denkt wohl, ihr wißt allein was gut schmeckt? O, der Spargel hat mehr Liebhaber, die ihn zu schätzen wissen, teils, wie wir — selbstverständlich zunächst nur noch vorläufig und erwartungsvoll — solange er noch unter der Erde, teils, wie die Italiener, wenn er ins Kraut geschossen ist.

Da wäre zunächst die Spargelfliege (Platyparaea poecilloptera), die du gewiß schon einmal gesehen hast. Sie ist eigentlich ein ganz niedliches Tierchen, 4 bis 5 mm lang mit schwarzem Leib und bräunlichschwarzen Flügeln mit glashellen Flecken. Aber schwärzer als ihr Kamisol ist nicht sowohl ihrer Augen Pracht, denn die ist braun, als der Charakter dieser Unholdin, und das spricht sich schon in ihren trägen Bewegungen aus. An einer Fliege, die nicht gern fliegt, kann gewiß nicht viel Gutes sein. Es ist mit ihnen, wie es im alten Madrigal heißt:

Glocken, die nicht klingen,
Mädchen, die nicht singen,
Kinder, die nicht lachen —
Das sind verwünschte Sachen!

Von diesen Beelzebubspriesterinnen, — Beelzebub ist bekanntlich der Fliegengott, — überwintern Puppen, aus denen, sobald im Lenz die Spargelkuppen die Erddecke heben, die Fliegen kommen um sich zu lieben. Darauf praktizieren die Weibchen heimtückischerweise ihre Eier unter die Schuppen des jungen Spargelkeims, und die aus den Eiern hervorgegangenen Maden durchbohren den Spargel von oben bis unten. Es ist ein Trübsal! Gott sei Dank, daß es eine kleine Schlupfwespe (Dacnusa petiolata) giebt, die ihre Brut in diese Larven unterzubringen versteht.

In manchen Jahren sieht man im April und Mai eigentümliche, schlanke, schwarze Fliegen zahlreich umherfliegen und auf den Pflanzen der Gärten und Gemüsefelder auch zahlreich umhersitzen. Ihre Bewegungen sind langsam und beim Flug lassen sie die aneinandergeschlagenen Beine tief herabhängen. Betrachten wir eine Anzahl Individuen näher, so finden wir, daß nicht alle ein schwarzes glänzendes Brustschild haben, bei etwa der Hälfte ist es zwar ebenso glänzend aber rostrot. Diese letzteren Individuen sind die Weibchen, die also zu den Ausnahme-Weibern im Tierreiche gehören, weil sie bunter sind als ihre Männer. Nach der Eiablage, die in die Gemüsebeete erfolgt, verschwindet die ganze Gesellschaft. Die Larven verlassen verhältnismäßig erst spät die Eier, erst Ende Juli oder Anfang August und nähren sich zunächst von feinerem, dann von immer stärkerem Wurzelwerk der Gartengewächse. Im Jahre ihrer Geburt bemerkt man noch nichts von

ihrer Gegenwart, im nächsten Vorfrühjahr, wenn sie ausgewachsen sind, desto mehr und sie werden allen möglichen angenehmen Gewächsen verhängnisvoll und nicht am wenigsten, leider, dem Spargel. Es ist nur ein Trost, daß es bloß gewisse Flugjahre sind, in denen sie häufig auftreten. Der Maikäferengerling ist übrigens auch nicht so dumm, daß er den Spargel verschmähen sollte, wenn er ihn haben kann.

Die Insektenarten, die sich an die oberirdischen Teile der Spargelpflanzen halten, können als für uns nachteilig nicht in Betracht kommen; es sind außer ein paar Arten von Blattläusen und Eulenraupen nur zwei verwandte Arten einer interessanten Käfergattung (Crioceris), die zu den Blattkäferchen (Chrysomelidae) gehört. Beide sind etwa 6 mm lang, für Blattkäferchen ziemlich schlank gebaut, vom Habitus kurzfühleriger Bockkäfer. Die eine Art (Cr. duodecimpuustata) ist rot, wie der Prinz von Arkadien im Orpheus in der Unterwelt, die andere (asparagi) ist metallisch blaugrün mit rotem Halsschilde und blauen, rotgesäumten und hellgelbgefleckten Flügeldecken. Die Larven beider Arten leben frei auf dem Laube, die der ersteren gelegentlich auch in den Beeren der Spargelpflanzen. Beide Käferarten sind jetzt schon vorhanden, haben aber Ende Juli eine zweite Generation.

Zu denselben Zeiten erscheinen aber in unseren Gärten die Käfer einer dritten Art und das ist die interessanteste von allen, nämlich des Lilienhähnchens (Crioceris merdigera). In ihrer Gestalt gleicht sie den

beiden andern, ist aber etwas größer, glänzendschwarz, wie gewichst, nur die Oberseite des Halsschildes und die Flügeldecken sind siegellackrot.

Die Larven sind wunderliche, aber nicht gerade appetitliche Tiere, sie bauen sich nämlich aus ihren schwarzen, schleimig-glänzenden Kotbällchen Köcher. Man findet sie auf der Oberseite der Blätter der weißen und der Feuerlilie, gelegentlich auch des Maiblümchens. Hier sitzen sie in größerer Anzahl (etwa sechs) dicht nebeneinander und nagen die oberen Blattschichten ab, was mit einer lächerlichen Gleichzeitigkeit seitens aller Beteiligten geschieht, so daß sie ihre gerade Frontlinie immer einhalten. Sie bewegen sich dabei um so viel gleichmäßig rückwärts, wie sie vorne abschaben. Später zerstreuen sie sich. Zieht man die Larven aus, d. h. nimmt man ihnen ihren wunderlichen Köcher, so fressen sie um so eiliger, und ihre Verdauung ist um so angeregter, so daß sie schon nach ein paar Stunden sich ein neues Gewand auf so seltsame Art geleistet haben.

Diese drei Käfer sind noch durch die Fähigkeit ausgezeichnet eigentümliche zirpende oder piepende Töne von sich zu geben, wenn sie erfaßt werden. Sie bringen diese dadurch zustande, daß sie die letzten Hinterleibsringe gegen eine Art Feile reiben, die sich hinten auf der Unterseite beider Flügeldecken, nahe der Naht, wo beide zusammenstoßen, findet. Doch die Töne der Insekten sollen uns später einmal beschäftigen, jetzt will ich über unsere drei Crioceris-Arten nur so viel noch bemerken, daß wir sie eigentlich nur sehr bedingterweise

als „unsere" bezeichnen dürfen. Sie stammen aus dem warmen Südosten und sind wie so viele Tiere und namentlich Insekten im Gefolge ihrer Nahrungspflanzen in das Abendland eingewandert.

Doch nicht bloß für den Gärtner fängt die Not und Plage mit den schädlichen Insekten an, sobald nur das Leben anfängt energischer durch die Natur zu pulsieren, — dem Land- und Forstmann, auch dem Winzer und Öbster geht es nicht besser. Mephistopheles weiß wohl, was er mit den Worten „das sind die Kleinen von den Meinen" sagen will.

Abgesehen von den Engerlingen hat jetzt der Landwirt von den Larven zweier Käferarten aus zwei sehr verschiedenen Familien zu leiden, deren Angehörige sonst nicht wesentlich von Pflanzenkost zu leben pflegen, nämlich von der eines Lauf- und der eines Aaskäfers.

Der betr. Laufkäfer heißt Zabrus gibbus, wörtlich übersetzt der „bucklige Schlemmer", ein schwarzer, 15 mm langer, ziemlich breiter und ziemlich hochgewölbter Bursche mit dunkelbraunen Beinen, den man in manchen Jahren kaum irgendwo bemerkt, der aber in anderen stellenweise sehr verheerend auftreten kann. Er zeigt sich vom Juni bis zum Herbst, klettert nachts an den Ähren von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer in die Höhe und frißt die noch weichen Körner, am Tag hält er sich unter Steinen u. s. w. versteckt. Während der ganzen Zeit, daß Käfer vorhanden sind, legen sie unterirdisch Eier, die alle noch vor dem Winter auskriechen, so daß die Larven in sehr verschiedener Größe überwintern. Über Tag halten

diese sich in senkrechten in den Ackerboden selbstgegrabenen Röhren versteckt, die um so weiter und um so tiefer sind, je älter die Larven werden, und unter Umständen eine Tiefe von gegen 2—4 cm erreichen können. Nachts verlassen sie ihre Schlupfwinkel und nähren sich oberirdisch von den Herzblättern der Getreidepflänzchen. Der Schaden, den die Larven anrichten, wird im Herbst noch wenig bemerkbar, um so mehr im nächsten Frühling und besonders Ende April und Anfang Mai. Übrigens leben Käfer und Larven nicht ausschließlich von Pflanzenkost, sondern auch, aber doch nur nebenbei, von Aas, wie verwandte Käfer, die „Bitterläufer" (Gattung Amara), andererseits zwar hauptsächlich tierische Nahrung fressen, geeignete, pflanzliche, wie etwa Erdbeeren aber durchaus nicht verschmähen. Ich fing einmal einen großen Laufkäfer (Carabus catenulatus), der sich im Walde an Heidelbeeren gütlich that. Als ich ihn, mit der Pincette natürlich, denn er stinkt nach Buttersäure, aufhob, bekam er es mit der Angst, es wurde ihm schlecht, und er erbrach eine Quantität violetter Brühe, wie Tinte, die nichts anderes als Heidelbeersaft war.

Der Getreidelaufkäfer ist wahrscheinlich auch ein Insekt, das dem Getreidebau folgend mit ihm erst in das Abendland eingewandert ist. Seine Gattung ist hier nur durch diese einzige, in Südrußland und Westasien aber durch verschiedene Arten vertreten.

Die Arten der Gattung der Aaskäfer (Silpha), die nicht etwa alle Käfer umfaßt, die Aas fressen, sollten nebst ihren Larven von Rechtswegen ausschließlich von

Aas leben, die allermeisten thun es auch, aber eine einheimische Art macht eine Ausnahme insoweit, daß sie sich außerdem und zwar hauptsächlich von lebenden Insekten ernährt, und eine andere, eben die hier in Rede stehende (Silpha atrata) ist im Larvenzustande den Runkelrüben schon gefährlich geworden. Der 11 mm lange und etwa halb so breite Käfer ist von schwarzer Farbe. Die Flügeldecken lassen das hinterste Ende des Hinterleibs frei, haben je drei niederige Längsrippen und einen aufgeworfenen Seitenrand. Der Kopf wird versteckt nach unten hängend getragen. Die oben mit festem Chitin bekleidete Larve ist auf dem Rücken schwarz, unten grau. Der Körper ist im vorderen Teile ziemlich hochgewölbt und verbreitert sich vom Kopf bis zur Mitte, von wo aus er sich wieder verschmälert. Käfer und Larven geben bei Berührung den in ihrer Sippe üblichen braunen, infam stinkenden Saft von sich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Tier, das als Käfer überwintert und im April seine Eier oberflächlich in die Erde legt, eigentlich nicht auf pflanzliche Nahrung angewiesen ist und sich nur ausnahmsweise an den Runkelrüben vergreift. Es ist der sehr vernünftige Rat erteilt worden auf solchen Äckern, wo es sich schädlich zeigt, die Kadaver kleiner Wirbeltiere auszulegen, denen es und seine Larven ganz gewiß den Vorzug vor dem zweifelhaften Genuß der Pflanzenkost geben werden.

Es treibt sich aber jetzt auf den Äckern ein viel gefährlicherer Gast herum, das ist der Saatschnellkäfer

(Agriotes segetis oder lineatus), der zu der von uns schon gewürdigten Sippe der Schnellkäfer oder Schmiede gehört, durchschnittlich 10 mm lang wird und von pechschwarzer Farbe, dabei aber so dicht mit sehr feinen gelblichen Haaren besetzt ist, daß seine Grundfarbe kaum durchschimmert. Er findet sich vom Juli bis zum Eintritt der rauhen Jahreszeit an den geeigneten Stellen oft massenhaft, ohne selbst Schaden anzurichten, überwintert als Käfer und pflanzt sich erst im nächsten Frühjahr fort.

Seine Larve ist der eigentliche Racker und unter dem Namen „Drahtwurm" bekannt, ein wunderliches, schlankes Tier, wie ein Stückchen gelben, glänzenden Pechdrahts von etwa 18 cm Länge, das mit seltener Unparteilichkeit sich von den zarten Würzelchen und den Keimlingen der verschiedensten Pflanzen ernährt. Viel frißt ja die einzelne Larve nicht, umsoweniger als sie sehr langsam wächst und mehrere Jahre lebt, bevor sie sich verpuppt, aber — die Masse thut's, und daher hat sie namentlich den Wintersaaten schon bedenklichen Schaden zugefügt.

Doch: jeder Tag hat seine Plag' und jeder Beruf seine Last, die Landwirte haben uns nun für Monat April genug vorgeklagt, was ihnen nicht einmal schwer fiel, denn sie sind es ja gewohnt, — der Forstmann will auch einmal zu Worte kommen.

Na, Gott grüß dich recht, mein Weidgesell! wo drückt dich denn der Schuh? Ja, die leidigen Borken-

käfer, will's gern glauben, die haben den Teufel im Leibe, die Sorte!

Da hätten wir zunächst den großen Kiefernmarkkäfer (Blastophagus piniperda), der auch höchst unberechtigterweise, wahrscheinlich nach dem Rezepte, nach dem man den „Bock zum Baumgärtner" macht, den Namen „Waldgärtner" führt. Der schwärmt jetzt und legt seine Eier hauptsächlich in die Rinde des aufgeklafterten Kiefernholzes, und die sich hier entwickelnden und ernährenden Larven thun eigentlich keinen Schaden, aber die Käfer, zu denen sie sich im Hochsommer entwickeln, das sind die wahren Übelthäter. Sie haben bis zum nächsten Frühjahr, wenn sie heiraten, nichts zu thun, und „Müßiggang ist aller Laster Anfang". Sie bohren sich in die Kronentriebe jüngerer, lebender Bäume oder deren Seitenzweige bis in das Mark ein, von dem sie nach aufwärts fressend sich ernähren. Gelegentlich bohren sie sich auch wieder nach außen durch um anderwärts ihre unnütze Thätigkeit fortzusetzen. Um die Bohrlöcher sammelt sich ein Harzring und sie heißen in diesem Zustande „Harztrichter". Ihre Winterquartiere erbohren sich die Waldgärtner in den Wurzeln, aber auch in den Stämmen der Kiefern, die darunter bei der Menge, in der jene auftreten, sehr leiden und oft genug eingehen, wie denn auch die im Hochsommer angebohrten Kronentriebe vom Winde abgebrochen werden, was den Bäumen gleichfalls nicht besonders bekömmlich ist.

Es schwärmt jetzt noch eine ganze Reihe solcher Waldfrevler in den Nadelhölzern, wie der schwarze

Kiefernbast-Käfer (Hylastes ater) namentlich aber der Buchdrucker (Bostrychus typographus) und der Kupferdrucker (B. chalcographus) und andere mehr.

Die ganze Sippschaft der Borkenkäfer (Scolytidae) lebt in und von Nadel- und Laubbäumen bis auf eine Art, die sie wieder der Landwirtschaft abgetreten hat. Das ist ein kleiner (2 mm langer), schwarzer Kerl (Hylastes trifolii), der als Larve in den Wurzeln des Kopfklees lebt und gelegentlich schon Schaden angerichtet hat. Ich habe das Tier nur einmal bis jetzt gefunden, aber gleich massenhaft und zwar bei Heidelberg, nicht bei dem alten, feinen Musensitz in der Pfalz, sondern bei einem Neste hoch oben im Erzgebirge, wo, nach dem Volksworte Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen.

Es ist nun eine alte Geschichte, daß bei dem Hund auch stets der Knüppel liegt, d. h. in diesem Falle, wo irgend welche Tiere massenhaft auftreten, braucht man nach ihren Feinden nicht lange zu suchen. So ist es auch mit den Borkenkäfern: aus den Larven des Waldgärtners kennt man 5, und aus denen des Buchdruckers 2 Schlupfwespenarten, auch hat man parasitäre Fliegenmaden in ihren Bohrgängen gefangen.

Insektenfressende Vögel thun der Zunft dieser Holzarbeiter natürlich auch erheblichen Abbruch, aber einer ihrer interessantesten Feinde ist ein kleiner 10 mm langer Käfer, der sich jetzt schon im Sonnenschein am Klafterholze und an den Stämmen im Nadelwalde in zahlreichen Exemplaren umhertreibt. Er gehört zur Gattung Clerus, ein Name der mit der katholischen Geistlichkeit

nichts zu thun hat, aber von Aristoteles für einen in Bienenstöcken hausenden Wurm, wahrscheinlich die Larve der Wachsmotte, gebraucht wird.

Diese Art von Clerus, es giebt ihrer eine ganze Reihe, aber im allgemeinen seltener, heißt formicarius, die ameisenartige, und sie hat allerdings etwas von einer Ameise, besonders von der roten Waldameise, nur ist sie größer, aber namentlich ihr rasch trippelnder Gang erinnert lebhaft an dieselbe. Der Käfer ist rot und hat schwarze, an der Basis rote Flügeldecken mit zwei weißen Querbinden. Er ist in Nadelwäldern, besonders auf sonnigen Schlägen überaus häufig und wie seine langgestreckte, schwach behaarte rosenrote Larve ein grimmiger Feind der Borkenkäfer, von denen und ihren Larven und Puppen er nach meinen Beobachtungen, und die Thatsache kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden, alle Individuen, die ihm in den Wurf kommen abschlachtet, wenn er sie auch nicht verzehren kann. Er scheint sich als zur Forstpolizei gehörig zu betrachten, wie er da in den deutschen Reichsfarben, genau wie seine Konkurrenten, die Buntspechte uniformiert, die gefällten Kiefernstämme emsig auf- und abläuft und gewissenhaft in jedes Bohrloch mit seinen keulenförmigen Fühlern hineinschnüffelt.

Wer mit Pflanzen zu thun hat, der hat im April auch ganz gewiß seinen Ärger über das eine oder das andere Insekt; sogar meine alte Nachbarin drüben sehe ich alle Morgen die Blattläuse, Neffen, wie sie sagt, von ihren Rosenstöckchen und Geraniumstauden mit

Kopfschütteln ablesen, und ihr hoffnungsloses Myrtenstöckchen, das sie vor 50 Jahren an ihrem 16. Geburtstage geschenkt bekam, macht sie, wie es scheint, besonders nervös von wegen des Ungeziefers, womit sie Schildläuse (Coccus hesperidum) meint.

Das ist schmerzlich, aber die Welt geht deshalb noch nicht gleich aus den Fugen. Viel betrübendere und die weitesten Kreise auf das Empfindlichste berührende Erfahrungen müssen zur Zeit die Winzer machen. Kommen sie jetzt in ihre Berge, da scheuchen sie kleine, 12 mm spannende Schmetterlinge auf mit einfarbigen, hellgrauen Hinter- und hellgelben Vorderflügeln, über die eine nach innen und hinten zu sich verschmälernde, dunkelbraune Querbinde verläuft. — Heiliger Kilian von Franken! Das ist der Wolf und gleich so zeitig im Jahre und in solcher Menge, na, die Sache kann gut werden! Es ist doch eigentlich gar nicht einzusehen, weshalb unser Herrgott nur solches Zeug geschaffen hat!

Ja, lieber Winzersmann, du wirst dem lieben Gott die Schöpfungsgedanken vergeblich nachzudenken versuchen. Das soll nur einem gelungen sein, nämlich dem ältern Agassiz Louis. Er sagt es wenigstens selbst, und dann muß es doch wohl wahr sein. „Ein Naturforscher, sagt der fromme Mann ohne zu bedenken, welch eine Blasphemie er im Grunde ausspricht, muß die Schöpfungsgedanken Gottes nachdenken können," nun hielt er sich für einen tüchtigen Naturforscher (er war es auch), und damit giebt sich das Übrige von selbst.

Der Wolf gehört in die Familie der Blattwickler und sein wissenschaftlicher Name ist der „Traubenwickler“ (Cochylis ambiguella). Jetzt im April fliegt die erste Generation, nachdem die Puppen überwintert haben; Ende Juni oder Anfang Juli erscheint die zweite. Die Raupen beider Generationen haben eine etwas verschiedene Lebensweise. In den von diesem äußerst schädlichen Insekt befallenen Weinbergen sieht man im Mai die Knospenträubchen mit weißen Seidenfäden zusammengesponnen, und frägt man die Winzer, was das sei, so sagen sie einem, es sei der „Heuwurm“ und das sind die von der ersten Generation des Wolfs stammenden Raupen. Sie liefern in der zweiten Hälfte des Juni und in der ersten des Juli die Schmetterlinge, aber selbstverständlich sind diese jetzt weit zahlreicher als in der ersten Generation. Die Weibchen legen nun ihre Eier an die jungen, unreifen Träubchen, und die aus ihnen hervorgehenden Raupen bohren sich in einzelne Beeren ein und fressen die noch weichen Kerne. Sind sie mit einer Beere fertig, so gehen sie auf eine zweite über u. s. f. Aus den Bohrlöchern wird der Kot nach außen geschafft und hängt nun, durch Fäden locker zusammengesponnen an den Trauben. Frägt man die Winzer jetzt nach der Bedeutung der Erscheinung, so lautet die Antwort, das rühre vom „Sauerwurm“ her. Im Oktober verlassen die nun ausgewachsenen Raupen die Beeren und suchen sich ein geschütztes Plätzchen um sich für den Winter zu verpuppen.

An den Blättern des Weinstocks kommt auch noch

eine andere Wicklerraupe vor, die als solche überwintert hat, das ist der Springwurm (Tortrix pilleriana). Sie kann zwar auch lästig genug werden, hält aber den Vergleich mit dem Wolfe in dieser Hinsicht bei weitem nicht aus.

Der Obstgärtner hat jetzt auch seine liebe Not mit allerlei Insektenvolk, das ihm die Früchte seines Fleißes und des guten Willens der Witterung neidet. Die Weibchen des Brenners, eines 3,5 mm langen, graubraunen Rüsselkäfers (Anthonomus pomorum) nagen Löcher in die Blütenknospen der Birn- und Apfelblüten, in die sie ihre Eier legen. Die daraus hervorgehenden Larven zerstören oft den ganzen Blütenstand. Ein Verwandter dieses Käfers, der Birnrüssler (Anthonomus pyri) vernichtet ebenso die Blüten der Birnbäume.

Jetzt kriechen auch die Räupchen des Ringelspinners aus den Eiern, das Weibchen des Wollspinners (Gastropacha lanestris) legt seine Eier an die Zweigspitzen der Kirschbäume, und die Raupen des kleinen Frostspanners (Cheimatobia brumata) kriechen aus, kurz es regt sich an allen Ecken und Enden.

Aber der kundige Insektenjäger weiß jetzt auch edleres Wild zu finden. Auf Beute an überwinterten, aber auch an frisch ausgekrochenen Eulenarten darf er rechnen, wenn er die jungen, in Dornreisig gehüllten Obstbäumchen abklopft. In dem dürren Reisig halten zahlreiche Arten ihre Tagesruhe, ebenso in den sog. Hegewischen, d. h. den auf Stangen gesteckten Strohbündelchen, durch die vor dem Betreten eines Grund-

stückes gewarnt wird, was indessen den richtigen Entomologen eher anlockt als abhält.

In den Buchenwäldern fliegt und ruht jetzt einer unserer schönsten Spinner, der Nagelfleck, oder der Schieferdecker (Aglia tau), jener braune Schmetterling der auf jeden Flügel ein schwarzes, blau und weiß gekerntes Auge hat. Die kleineren, dunkleren Männchen haben stark gekämmte Fühlhörner, ihre Geruchsorgane, und sie sind sich nur des einen Triebes bewußt, den Weibchen nachzuspüren. Diesem Triebe folgend, fliegen sie in rasendem Flug am Tage durch die Wälder, so rasch und unstet, daß sie niemand zu fangen vermag. Die viel helleren und größeren dickleibigen Weibchen haben zwar wohlentwickelte Flügel, fliegen aber nicht, sondern warten, dürren Blättern im höchsten Maße gleichend, den Besuch der Männchen ab, von denen sie mittelst des Geruchsvermögens auch weithin gewittert werden, obwohl sie für uns auch aus nächster Nähe geruchlos sind. Man kann sich mit den verliebten Männchen einen guten Spaß machen. Man nimmt ein frisch aus der Puppe geschlüpftes Weibchen, thut es in ein oben mit Gaze überzogenes Gefäß und bringt es so in einen Wald, wo die Männchen zahlreich fliegen. Hier setzt man es irgendwo nieder und braucht nun gar nicht lange zu warten, dann kommt ein brauner Freier angeschwirrt, umgaukelt den verzauberten Turm, jenes geschlossene Gefäß, in dem das Liebchen weilt, in immer engeren Kreisen. Jetzt läßt er sich darauf nieder, mit lebhaft vibrierenden Flügeln kriecht er daran hin

und her und versteht das Ding immer weniger. Er riecht es doch, was so köstlich ist, aber ihm blüht dies Blümlein nicht. Es dauert nicht lange, dann stellen sich Mitbewerber ein, und ich habe wohl in den Buchenwäldern Thüringens, wo diese Schmetterlinge sehr häufig sind, die Männchen bei halben Dutzenden herbeigelockt, und mich darüber amüsiert, wie sie sich, offenbar nicht wenig ärgerlich auf einander, mit unermüdlichem Eifer um den unzugänglichen Schatz abquälten. So schnöde spielt der schadenfrohe Mensch mit den tiefsten Empfindungen seiner Mitgeschöpfe!

Auch eine andere Spinnerart mit gleichen Gewohnheiten findet sich jetzt, aber ungleich viel seltener in unseren Laubwäldern, vorausgesetzt, daß sie Birken enthalten: das ist der Scheckflügel (Endromis versicolora), ein wunderschön zimmtbraun, braungelb und weißgescheckter Schmetterling, dessen träge Weibchen gleichfalls größer und heller sind als die unruhigen Männchen.

Gerade jetzt, wo die Schlüsselblumen blühen, versprechen uns die Laubwälder auch eine reiche Ausbeute an den Raupen schöner und seltener Eulenarten. Freilich, — man muß sie zu suchen wissen, dann aber sind sie nicht schwer zu finden.

Die Raupen sind nämlich Nachtfresser und halten sich am Tage versteckt, aber die Spuren ihrer nächtlichen Wirksamkeit, die können sie nicht verstecken und die werden an ihnen zu Verräterinnen. Wir könnten ja den Tieren auch nachts mit Laternen nachgehen, und wir würden viel mehr Erfolg haben, als weiland

Diogenes, der verrückte Zwickel, wie es im Studentenliede heißt, der die wahren Menschen bei helllichtem Sonnenschein mit der Laterne suchte. Aber das wäre ebenso umständlich wie Aufsehen erregend und würde unsere Mitbürger und noch mehr unsere Mitbürgerinnen, deren Auge so wie so schon mit Mißtrauen auf zoologischen Thätigkeiten ruht, vielleicht ganz und gar aus dem Häuschen bringen. Lassen wir es und sehen wir, wie weit wir am Tage kommen.

Die Spuren des nächtlichen Fleißes unserer Tiere sind wesentlich negativer Art, d. h. sie bestehen in solchen Dingen, die auf Verschwundenem beruhen. Untersuchen wir die üppigen Blätter der Schlüsselblumenpflanzen genau, so werden wir finden, daß viele ihre ursprüngliche Integrität eingebüßt haben. Es sind Löcher in dem quadden Laube. Die Löcher sind verschieden. Manche befinden sich, allseitig umschlossen, mitten auf den Blättern. Die nützen uns nichts, weil sie von Nacktschnecken gefressen sind, die ja in ihrer Art auch ganz nette Tierchen genannt zu werden verdienen, uns augenblicklich aber nicht näher interessieren können. Wir müssen solche Blätter aussuchen, die vom Rande her eingefressen sind, und wenn einige, der Länge nach gefurchte, grüne Kotzylinderchen dabei liegen, so gehen wir um so sicherer, denn so zierlich sind bloß die Verdauungsreste der Schmetterlingsraupen.

Nun, wir haben Glück und finden auf einer verhältnismäßig nicht großen Stelle eine ganze Anzahl von Schlüsselblumenpflanzen, die diese wesentlichen Merkmale

zeigen. Aber deshalb haben wir die Thäterinnen noch lange nicht. Doch auch da ist Rat zu finden. Jene Raupen sind, wie gesagt, Nachtfresser und halten sich am Tage versteckt, aber das ist klar, weit können sie nicht sein. Auf die Bäume werden sie wohl nicht gestiegen sein, und die Erde wird sie wohl nicht verschlungen haben. Die nächste Umgebung, so weit sie Schlupfwinkel bietet, müssen wir durchstöbern, und das ist der mit dem vorjährigen Laube bedeckte Boden des Waldes.

Das scharre ich in der Nachbarschaft der angefressenen Schlüsselblumen mit den Händen zusammen, indem ich möglichst tief greife und thue es in meinen alten, aufgespannten, eigens zu diesem Behufe mitgebrachten Regenschirm. Ich habe die alten Blätter aus der Umgebung von etwa einem Dutzend befressener Schlüsselblumenstöckchen zusammengebracht und, siehe der aufgespannte Schirm ist voll. Jetzt fange ich an, ihn in senkrechter Richtung langsam aber kräftig auf- und abzuschütteln. Ich schüttele wohl fünf Minuten und länger und nehme nun die Blätter langsam aus ihm heraus, indem ich sie handvollweis locker fasse, wobei ich von Zeit zu Zeit weiter schüttele. Sieh jetzt bin ich auf dem Grund, und der Erfolg ist überraschend. Da liegen um den Stock des Schirmes herum und zwischen den eisernen Spannstäben eine ganze Anzahl graugrüner, fetter Raupen, die sich in sich selbst gekrümmt haben, wie die Pricken in einem Fäßchen, und daneben treiben sich noch allerlei anderes Getier, Käfer verschiedenster

Art, flinke und träge, Tausendfüße, Asseln, allerlei Larven, Schnecken und Regenwürmer herum, — es ist ein ganzes Sammelsurium der Tierwelt des Waldesbodens, das ich da zusammengekratzt habe. Der Mann, von dem ich den Kniff, Frühlingsraupen zu suchen gelernt habe, ist nun auch schon über dreißig Jahre tot. Er war eine arme, arme Menschenraupe, aber ein guter Kerl, und ich verdanke ihm nicht wenig zoologisches Wissen, das ich auf keiner Hochschule jemals hätte lernen können.

Es giebt nicht mehr viel Professoren der Zoologie in deutschen Landen, die es der Mühe für wert halten, sich mit der lebenden Tierwelt ihrer Heimat zu beschäftigen. Für die meisten feiern die Tiere ihre wissenschaftliche Auferstehung erst dann, wenn sie in kleine, mit allerlei Härte- und Färbemitteln behandelten, in Paraffin eingebetteten Bruchstückchen in die Hobelbank ihrer Mikrotome eingespannt sind. Hören die Herren draußen den Lockruf eines Vogels, wenn sie ihn überhaupt hören, so wissen sie nicht, war es ein Zeisig oder eine Grasmücke und anstatt sich zu schämen, denn Vogelstimmenkenntnis gehört genau so gut zur Zoologie wie das Wissen von der Teilung der Zellkerne, lachen sie noch herablassend-verächtlich über den, der es weiß, und verfahren so nach dem bekannten Rezepte, nach dem Ignoranten schon seit Jahrtausenden verfahren sind.

Doch — laß' uns dieser Stunde schönes Gut durch solchen Trübsinn nicht verkümmern, laß' uns noch Eins plaudern über die Lieblinge meines Herzens: über die Vögel, und wie sich ihr Leben gestaltet im April!

Die Vögel einer Art kämpfen in dreifacher Beziehung den Kampf um das Dasein miteinander: um die Nahrung, um den Gatten oder die Gattin und um die Brutstätte. Es wäre schlimm, wenn alle Vogelarten bloß eine Sorte Nahrung genießen wollten. Wäre das von Anfang an etwa der Fall gewesen, so würde die Vogelwelt sehr dürftig ausgefallen sein. Da aber ihre Nahrung so verschieden ist, muß auch die Weise sie zu erwerben eine so mannigfache sein, und muß daher die Organisation der einzelnen Vogelarten so zahlreiche Verschiedenheiten zeigen. Gäbe es bloß im Holz lebende Insekten, dann hätten es die Spechte gut, aber alle anderen Insektenfresser würden verhungern, wäre nur das Wasser von kleinem Getier bewohnt, dann wären die Wasseramseln oben auf, aber Würger, Schwalben und wie sie alle heißen mögen, hätten das Nachsehen. Fast alle organische Stoffe finden in irgend einer Vogelform ihren Liebhaber, nur Holz, Federn, Haare nicht, mit denen bloß Insekten, die thätigsten Vermittler des Stoffwechsels im Tierreich, fertig werden.

Laub, Kraut, Moos werden allerdings von Vögeln auch nur in ganz vereinzelten Fällen genossen. Das südamerikanische Schopfhuhn frißt mit Vorliebe die aromatischen Blätter einer tropischen Art des Aaronskelches, und die nächtlichen Eulenpapageien Neuseelands leben wesentlich von Lebermoosarten.

Nach Beeren, Früchten, Körnern und Sämereien aller Art hingegen ist desto stärkere Nachfrage in der Welt der Vögel, und diese Tiere richten sich vielfach in

ihrer geographischen Verbreitung nach dem Vorkommen jener. Kreuzschnäbel finden sich nur, soweit die zusammenhängenden Nadelwälder reichen, Webervögel, die nicht bloß der Nahrung, sondern auch des Nestbaues wegen durchaus auf Gräser angewiesen sind, bewohnen nur die ausgedehnten Graslande der Tropen der alten Welt.

Die Konkurrenz um die Nahrung hat es soweit gebracht, daß Vögel giftige Beeren, Drosseln Tollkirschen, Rotkehlchen die Früchtchen des Seidelbastes straflos fressen. Der Elfenbeinmöve ist die Losung der Walrosse ein gefundenes Fressen wie unseren Spatzen die Roßäpfel.

Reine Vegetarier sind selten unter den Vögeln, die meisten, die sich wesentlich von Pflanzenstoffen ernähren, fressen daneben mindestens noch Insekten, und sei es nur, daß sie in der Jugend von ihren Eltern damit gefüttert werden. Weit mehr Formen werden gefunden, die nichts als Fleisch genießen: Adler, Geier, Eulen, zahlreiche Fischfresser, die Insekten jagenden Segler und Nachtschwalben und viele andere mehr. Und doch giebt es unter ihnen einzelne seltsame Ausnahmen: gerade unter den fast kosmopolitisch verbreiteten Nachtschwalben findet sich eine Art, der südamerikanische Fettschwalch oder Guacharo, die sich von Früchten ernährt und fett und rund dabei wird. —

Dort auf der Wiese treibt sich auch eine Gesellschaft von Antivegetariern munter herum: Bismarck-Vögel, Kiebitze sind es. Hörst du ihren Ruf herüberschallen: Kievitt, kievitt, wat vor'n schönen Vogel bün ick nit! In der Umgegend von Stade, wo es Kiebitze

genug giebt, hat man ein ganzes Liedchen auf ihren Ruf:

Kievitt
Wo bliv ick?
In'n Brommelbeerbusch,
Da sitt ick,
Da fleit ick,
Da hev ick min Lust!

Er hat recht, der Kiebitz, er ist ein schöner Vogel, oben schwarz, stellenweise grün, blau und purpurn schillernd, unten weiß mit schwarzer Kehle und schwarzem Brustschilde läuft er auf seinen roten Ständern lustig dahin, und sein Häubchen giebt ihm ein keckes, unternehmendes Ansehen. Ja, in dem Häubchen, da liegt ein Widerspruch. Das Volk sagt nämlich vielerorten Kiebitze seien verwandelte alte Jungfern, also gerade nicht unter die Haube gekommen.

In Mitteldeutschland sind leider auch die Kiebitze seltener geworden, ja aus vielen Gegenden sind sie vollkommen verschwunden. Während meines jahrelangen Aufenthaltes in Holland fand ich zahlreiche Gelegenheiten die artigen Tiere zu beobachten. Manche Polders, jene tiefliegenden, dem Wasser abgerungenen Wiesengründe gewisser Gegenden Südhollands wimmeln von den Vögeln, wimmelten wenigstens noch vor 25 Jahren von ihnen.

Rasch läuft der Kiebitz mit gesenktem Kopfe ein paar Schritte, dann macht er Halt, richtet sich auf und hebt unfehlbar den einen Ständer in die Höhe. Jetzt

sieht er einen Kameraden vor sich, er flink hinter ihm her, um dem Ahnungslosen mit dem Schnabel in die dürren Waden zu zwicken, drob bei dem Überfallenen großer Schreck, er hüpft flügelschlagend in die Höhe, zankt gewaltig und sucht sich sein Vergeltungsrecht zu verschaffen. Andere mischen sich in die Sache, und so wogt der scherzhafte Kampf, das lustige Spiegelgefecht hin und her, beide Geschlechter sind mit gleichem Eifer daran beteiligt. Der Kiebitz ist ein wundervoller Flieger und im Flug mit keinem Vogel zu verwechseln. Seine Schwingen enden breit, fast gerade abgeschnitten, und die Spitze jeder einzelnen Schwungfeder tritt aus dem Flügelrand heraus, so daß sich dieser sägeartig eingeschnitten ausnimmt. Hin und her wiegen sich die Vögel in der Luft, jetzt ist der linke Flügel gesenkt, jetzt der rechte, bald ziehen sie mit breiten Fittichschlägen Kreise und Spiralen in Kirchturmhöhe, bald sind sie unten so nahe über dem Boden, daß sie ihn mit der Flügelspitze fast streifen, immer ihr melancholisches Kievitt! Kievitt! dabei ausstoßend. Am tollsten treiben sie es, wenn sie Eier oder Junge haben: dann umkreisen sie den Eindringling in ihr Revier, Mensch oder Hund stoßen auf ihn, daß sie ihn beinahe berühren und schreien kläglich dazu. Die bekannten Eier liegen — 3 bis 4 — in einer Vertiefung des Bodens, in der ausgewitterten Fußspur eines Pferdes oder einer Kuh, auf einem Maulwurfshaufen oder in einem Binsenbüschel. Das sind nun die großen Leckerbissen, von denen allein der deutsche Teil von Friesland jährlich durchschnittlich 800 000 Stück

auf den Markt bringt. Ich muß gestehen, mir ist ein rechtschaffenes Hühnerei lieber als ein Kiebitzei, es ist mehr daran, schmeckt genau so gut, — freilich Delikatessen gegenüber bin ich ein wenig kompetenter Richter, abgesehen von Austern und Gänseleberpastete, — und hat im gekochten Zustande nicht jenes durchscheinende, opalisierende Weiß des Kiebitzeies, an dessen Anblick ich mich nun einmal nicht gewöhnen kann.

Wie der Kiebitzvogel selber schmeckt, weiß ich nicht und kann mich auch nicht recht darüber unterrichten. Hofrat Liebe sagt in seinen Schriften an der einen Stelle, man verfolge die Kiebitze bei uns nicht, wegen ihres unschmackhaften Wildbrets, an einer anderen aber: „Die Kiebitze speziell sollten als wohlschmeckendes Wildbret durch das Jagdrecht geschützt sein".

Die Lothringer behaupten, daß, wer noch keinen Kiebitz gegessen habe, überhaupt nicht wisse, was Vogelwildbret sei, und Vater Bechstein sagt, das Kiebitzfleisch röche zwar nicht angenehm, sei aber doch sehr schmackhaft, leicht verdaulich und gesund, namentlich für solche Leute, die an Gicht und Podagra litten. Derselbe Gewährsmann erzählt uns dann weiter, er habe in einem Dorfe in der Nähe von Gotha einen Schäfer gekannt, der die jungen Kiebitze aufgesucht habe, sobald sie aus dem Ei gekrochen wären, um ihnen das erste Flügelgelenk zu knicken oder abzuschneiden. Dann habe er sie laufen lassen, im folgenden Herbst aber, wenn sie sehr fett geworden waren, mit Hilfe seines Hundes wieder eingefangen und als Leckerbissen in Gotha verkauft.

Jedenfalls muß dieser Schäfer ein sehr guter Läufer gewesen sein, denn die eben aus dem Ei geschlüpften Kiebitze sind, ich spreche aus Erfahrung, noch besser zu Fuße als die alten. Die harmlosen Vögel ernähren sich ausschließlich von Würmern, Schnecken und Insekten und werden daher stellenweise in Norddeutschland und schon seit Jahrhunderten in England mit verschnittenen Flügeln als Polizei in den Gärten gehalten. Weshalb man unberufene Zuschauer beim Skat „Kiebitze" nennt, weiß ich nicht und zerbreche mir auch den Kopf nicht darüber.

Unter den Kiebitzen dort auf der Wiese treiben sich auch andere Vögel herum: Dohlen, die ein sehr großes Geselligkeitsbedürfnis haben, und Stare, und zwischen den Fliegenden schießen Schwalben hin und her. Was haben doch die Schwalben und besonders die reizenden blauschimmernden Rauch- oder Stachelschwalben für einen herrlichen Flug! Ich kann ihnen stundenlang zusehen und sehe mich doch nicht satt an ihnen. Mit ihrem schlanken Körperchen, der Verteilung der hellen und dunkeln Farben an ihrem Leib, dem stumpfschnabeligen, abgerundeten Köpfchen und der hurtigen Beweglichkeit erinnern sie mich immer an Delphine. Luftdelphine im Kleinen!

Verfolge eine aus der Schar mit deinen Augen. Jetzt fliegt sie nahe über den Boden dahin, — wer eine Landpartie vorhat, oder eine Hausfrau, die Wäsche trocknen will, sieht es nicht gern von wegen des Regens, — jetzt über den Spiegel des Teiches und

taucht bald die eine Schwinge ins Wasser, bald die andere. Hoch hebt sie sich nun mit plötzlicher Steigung, schwingt sich zum Gipfel jener laublosen Erle, hält sich, mit den Schwingen schlagend und den ausgeschnittenen, schwarzen Schwanz mit der reizenden Reihe weißer, dreieckiger Randfleckchen auseinanderbreitend an einer Stelle in der Luft, sie „rüttelt“ und nimmt ein Insekt, das sich sonnt, von jenem Ästchen. Alles ist Grazie an dem Tierchen! Mag sein, daß die Turmschwalben noch größere Flugkünstlerinnen in manchen Punkten sind, an Anmut reichen sie den Rauchschwalben nicht das Wasser.

Sie dürfen sich überhaupt nicht mit ihnen vergleichen! Ihr wüstes Geschrei Schie! Schie!, wenn sie abends hintereinander herjagend den alten Turm umkreisen, ist zwar ein echt sommerliches, dem Naturfreund wohlthuendes Geräusch, — aber als Gesang, überhaupt als eine musikalische Leistung wird es wohl niemand zu bezeichnen sich erdreisten. Wie anders bei der Rauchschwalbe! Quer über den Hof meines elterlichen Hauses lief eine Zugleine zum Aufhängen der zu trocknenden Wäsche. Darauf saßen im Mai die unter dem Dachkasten geborenen jungen Schwälbchen, eins dicht neben dem andern, — „sie bilden eine Schule“, sagten wir als Kinder. Die Alten flogen fütternd ab und zu, gelegentlich setzte sich eins, — es scheint, daß Männchen und Weibchen bei den Rauchschwalben gesangeskundig sind — auf den Rand der Dachrinne und zwitscherte ein Liedchen, anspruchslos, unbedeutend vielleicht, mir aber so lieb wie nur irgend eines anderen Vogels Gesang.

Wohl waren wir als Kinder der Vogelsprachen kund, wie Salomo, aber wir hörten aus dem Liedchen der Schwalbe nicht bloß das uralte thüringische: „Da ich fortzog, da ich fortzog, waren alle Kisten und Kästen schwer, da ich wiederkam, da ich wiederkam, war alles lerrr!", das unserm Rückert den Stoff zu einem seiner schönsten Gedichte und jedenfalls zu seinem volkstümlichsten gegeben hat, wir konnten auch noch ein anderes Textlein: „Ich wollt' mei' Kittel flicke un hatte keenen Zwern, als nur e' kleenes En'chen, do mußt' ich lange zerrn!"

Aber noch einen Vorzug hat die gemütliche, anspruchslose Rauchschwalbe vor der stürmischen, unruhigen, selbstsüchtigen Turmschwalbe voraus: sie kommt viel früher zu uns und bleibt viel länger bei uns, sie gehört eben weit mehr zu uns als der afrikanische Fremdling, der bloß erscheint, um zu brüten, nur drei Monate hier aushält und in den letzten Tagen des Juli oder den ersten des August wieder verschwindet. Ich habe außerdem noch einen häßlichen Verdacht auf die Turmschwalben, nämlich den, daß gerade sie an der auffallenden Abnahme der Hausschwälbchen mit schuld sind. Die Turmschwalben haben sich in demselben Maße vermehrt, wie diese vermindert, und wenn sie auch die Hausschwalben nicht unmittelbar belästigen werden, so scheint es doch, als ob ihre lärmende Gegenwart das Behagen ihrer kleineren Genossinnen wesentlich beeinträchtigt.

Die Hausschwalbe steht dem Herzen des Deutschen vielleicht von allen Vögeln am nächsten: sie ist das „Herrgottsvögelein" und das „Muttergottesvögelein" und

12*

sie verläßt das Haus, wo kein Frieden herrscht. In Hessen und Thüringen wurde einst, als die Menschen noch mehr Poesie im Herzen und weniger Bildung im Kopfe hatten, die erste Schwalbe, die sich im Frühling zeigte, vom Stadttürmer angeblasen, und in Westfalen ging der Hausvater mit der ganzen Familie an das Hofthor und begrüßte die Heimkehrende. Er wußte, was er that, denn — kommt im April die Lenzesbotin nicht zurück zum alten Nestchen, dann brennen Haus und Hof noch im kommenden Jahre.

Dem Thüringer sind die Schwälbchen liebe Gäste und werte Freunde von Kindesbeinen an, aber horch! von jenem knospengeschwelltem Apfelbaum schallt ein Lied, das, ordentlich vorgetragen, unsere Waldbauern geradezu in eine Art Verzückung versetzen kann. Der Sänger, den wir gerade jetzt hören, verdient den Namen eines Sängers eigentlich nicht, er ist nur ein armer, Leipziger Stümper, aber immerhin ein Buchfinke, der in wunderlichem Widerspruch auch Edelfinke und gemeiner Finke heißt.

Früher war die Liebhaberei für Finken auf dem Thüringer Walde, besonders in der Ruhl bei dem Volke ganz unglaublich groß, für Finken und für Nelken. Jetzt hat das leider abgenommen, jetzt müssen sich die Pfeifen- und Zigarrenspitzenschnitzer und Drechsler eifrig um Politik bekümmern, — ein echter Genosse hat keine Zeit, jenen altmodischen, philiströsen Bourgeois-Neigungen zu fröhnen. Gingen die Väter auf den Finkenfang, so ziehen die Söhne in die Schänke und werden nun ihrer-

seits von schlauen Bauernfängern gefangen und dumm gemacht. O Fortschritt der Neuzeit!

Es ist bekannt, daß vordem mancher Ruhlaer, ein armer Teufel wahrscheinlich, der es wahrhaftig nicht übrig hatte, seine Kuh gegen einen Finken vertauschte. Ja, der Sport machte den Mann gerade so verdreht, wie irgend einen blaublütigen Pferdejokel. Bauer und Edelmann, wenn es über sie kommt, sind sie doch in mehr wie einer Beziehung dieselben!

Um das Wesen des Finken hat sich eine eigene Sprache entwickelt: ein Finke piept nicht, er schirkt und der Thüringer sagt: „Der Fink schirkt: trib, trib, 's geiht balle Räen." (Tröpf, tröpf, es giebt bald Regen). Er singt auch nicht, sondern er schlägt und wird nicht gefangen, aber wohl gestochen. Ganz gemeine Seelen blendeten die Finken, damit die armen, blinden Tiere keine Tageszeit mehr unterscheiden konnten und, jede Nacht für Tag nehmend, in ihrer Dunkelheit fortsangen ohne Unterlaß. Aber diese Grausamkeit wurde von dem besseren Teil der Bevölkerung doch immer gemißbilligt.

Die einzelnen Finkenhähne singen sehr verschieden, und man benennt ihre Liedchen nach den Endsilben der letzten Strophe. Die Liebhaber, die Vogel-Tobiese unterscheiden auf dem Walde ganz genau. Da haben wir den Bräutigam: „Fink, Fink, Fink, Fink! hörst du, willst du mit dem Bräutigam zieren?" Dann den scharfen Weingesang: „Fritz, Fritz, Fritz! Willst du mit zum Weine gehn?" Der gewöhnliche Ruhlaer Weingesang klang

in Vater Bechsteins Ohren: „Finkerlinkfinkfink zißspenzia; parvarlalala ziskutschia.“ Dann hat man noch das tolle, gute und schlechte Gutjahr, das gute und schlechte Kienöl, den Harzer und den gemeinen Doppelschlag, der seinerseits wieder in einen groben, klaren, linken, verkehrten, langen und kurzen zerfällt. Man sieht, es ist der Finkensport von den Thüringer Waldbauern ganz methodisch ausgebildet worden.

So ein Buchfinkenhahn ist aber nicht bloß Sänger, er ist auch sonst ein ganz prächtiger Kerl, leichtlebig, etwas cholerisch und rechthaberisch — eine Künstlernatur. Wie reizend nimmt er sich aus, wenn er sich auf einen Ast niederschwingt, wie elegant kommt dann das Weiß in Schwanz und Flügeln zur Geltung. Herausfordernd schaut er um sich, pink, pink! Das Federhäubchen gesträubt, — wer will mir was?

Ich bin der lust'ge Fink',
Ich geh zum Born und trink'!
Pink, pink!

Doch da kommt ein Widersacher angeflogen, ebenso cholerisch, ebenso tapfer wie unser Freund, — sie geraten aneinander, jagen sich mit sausendem Flug durch das Geäst der Bäume und Büsche, wirbeln umeinander herum, wenn sie sich treffen, — es ist eine aufregende Geschichte! Es wird aber bald klar: der Eindringling zieht den Kürzern, und das ist meist der Fall, wenn er nicht bedeutend stärker ist als der andere, der sich gewissermaßen als Herr seines Wohngebietes fühlt. Der Fremde hat sozusagen ein böses Gewissen, er weiß, daß

er ein Eindringling ist, der Überfallene aber ältere und bessere Rechte hat, und das macht jenen unsicher. Es ist wie bei den Hunden: ein kleiner Kläffer kann den größten Köter, der auf seinem Hofe erscheint und der ihn auf neutralem Grund und Boden unfehlbar kurz und klein beißen würde, in die Flucht treiben, — er weiß eben, daß er hier das Hausrecht hat, und das weiß der große ebenso gut.

Die alten Finkenhähne sind bei uns Standvögel, manche alte Siechen auch, aber die meisten der letzteren wandern mit den Jungen im Herbste südwärts, doch ohne Europa zu verlassen. Der alte Linné nannte den Finken deshalb coelebs, den Junggesellen, doch das ist nicht ganz richtig, der „Strohwitwer" wäre eine passendere Bezeichnung gewesen, aber ich weiß nicht wie Strohwitwer auf Lateinisch heißt, und Linné wußte es vermutlich auch nicht.

Die Buchfinken und die Grünfinken nisten gern in der Nähe vielbesuchter Wege und vielbegangener Straßen, weil die zeitweise Wiederkehr von Menschen die abscheulichen, marodierenden Katzen und anderes Raubzeug wenigstens etwas in Schach hält. —

Unsere Grasmücken, die immer in der Aprilwoche, in der Albertus (23.) fällt, erscheinen, haben gestern ihren Einzug gehalten. Am Vorabend war noch keine einzige zu hören und zu sehen, und am Morgen zeigten sie sich an den gewohnten Orten, als wären sie überhaupt nicht fortgewesen. Aus dem Garten des Nachbars klang es „Witt, witt, witt" und aus einer ganz anderen Ecke

„so wie du!". Wer es nicht besser weiß, wird darauf schwören, daß sich zwei Vögel unterhalten, und doch ist es nur einer, ein Individuum einer Grasmückenart und zwar der Bastardnachtigall, eines ausgezeichneten Spötters und vorzüglichen Bauchredners. Wie oft habe ich diese ganz absonderlichen Tierchen belauscht. Sie sind sehr wenig scheu, und wenn man sich ruhig verhält, erzählen sie einem lange Geschichten, reich durchflochten mit Zitaten aus dem Sprachschatz anderer Vögel.

Wundervoll erschallt das Lied des Plattmönchs aus der nahen Hecke, nach meinem Geschmack reicher als das der Nachtigall, und ich verehre in diesem Vogel unsern edelsten Sänger. Wunderlich, wie eine scherzhafte Verhöhnung klingt das Geklapper der Klappergrasmücke oder des Müllerchens dazwischen: Klack, klack, klack, klack! Ja, es ist ein lustiges Leben in Büschen und Hecken, und junge, grüne Räupchen schmecken so prächtig!

Auch die Würgergesellschaft ist jetzt wieder völlig beisammen, ihre Mitglieder warten fleißig ihres Amtes und spießen, was sie nicht mehr fressen können, an die Dornen im Zaune: Hummeln, Roßkäfer, junge Eidechsen und Mäuse, gelegentlich wohl einmal ein Gelbschnäbelchen, das sie sich aus dem benachbarten Neste eines schwächeren Singvogels zu Gemüte geführt haben. Empfindsame Seelen sind die Neuntöter nicht, und der rotköpfige ist der ärgste Schalk. Bei aller Mordlust ist er ein brillanter Sänger, aber nur Virtuos, nicht Komponist, er hat eine unglaubliche Geschicklichkeit aus den Flicken, die er aus den Liedern von zwölf anderen Vogelarten

herausschneidet, ein dreizehntes zusammen zu bringen, das sich recht gut anhört. Aber die einen Individuen verstehen das besser als die andern, und es giebt großartige Plagiatorengenies unter ihnen. Prächtig ist der Bursche, wenn er in verliebter Stimmung seiner Auserwählten den Hof macht: wie er um sie herumhüpft, Bückling über Bückling vor ihr macht, die Flügel schüttelt und die Schwanzfedern wie einen Fächer auf- und zuklappt! Doch wir werden sie später noch besser kennen lernen.

Eine andere deutsche Würgerart, der rotrückige, genießt in vielen Gegenden den zweifelhaften Vorzug, daß ihm der Kuckuck, der bekanntlich „seine Eier nicht selber legt", die Sorge für Aufzucht seiner anspruchsvollen Nachkommenschaft vertrauensvoll überläßt.

Das Volk betrachtet den Kuckuck oder Gauch schon seit Jahrhunderten als ein Wundertier, meist ohne zu wissen, wie recht es hat, es bringt ihn sogar mit dem Gottseibeiuns in Verbindung, wozu allerdings keine Berechtigung vorliegt. Denn in der That, er ist zwar kein so origineller Geselle, aber ein höchst origineller Geselle ist er doch.

Schon die Färbung des Vogels ist den Naturforschern zum Zankapfel geworden. Man unterschied früher einen grauen und einen roten Kuckuck als besondere Arten: bei dem ersteren war die Hauptfarbe aschgrau, bei dem letzteren rotbraun. Die grauen Kuckucke sind aber nichts als alte Individuen, die rotbraunen junge Weibchen, die später auch grau werden, wenn sie es erleben.

Der Kuckucksruf gehört wie Finkenschlag und Drossel-

pfiff zum deutschen Frühling und zum deutschen Wald. Wenn der Kuckuck ruft, dann ist es erst Lenz geworden. Wie mancherlei Aberglauben ist doch allein schon mit dem Geschrei des Gauchs im Volke verbunden. Das Thüringer Bauernweib sticht die Erde aus, auf der es gerade steht, wenn es den Kuckuck zum erstenmale im Jahre rufen hört. Ein besseres Mittel gegen Flöhe kann es gar nicht geben. Das Geschrei des Vogels hat auch prophetische Bedeutung, und der Gauch kann da in arge Verlegenheiten kommen. Die Kinder nämlich rufen: Kuckuck, wie lange lebe ich noch? und zählen dann die Rufe als Jahre, und je mehr ihrer sind, desto besser, die heiratsfähigen und heiratslustigen Mädels aber fragen: Lieber Kuckuck sag' mir an, wann bekomm' ich einen Mann? und zählen nun gerade wie die Kinder, aber je mehr Rufe erschallen, desto schlimmer. Armer Gauch, tröste dich: der, der es allen recht machen kann, muß noch geboren werden, aber verständige Leute zweifeln stark daran, daß das jemals geschehen wird!

Das plötzliche Auftreten des Kuckucks und das ebenso plötzliche Verschwinden der rufenden Alten im Spätsommer hat das Volk auch seit je in Erstaunen gesetzt, und es verfuhr genau wie die Gelehrten verfahren —, Beobachtungen fehlten, erklärt mußte die Sache aber doch werden, flugs ein Hypotheschen bei der Hand: der Kuckuck wird im Herbst ein Sperber und im Frühling wieder ein Kuckuck!

Sehr wunderlich ist das Familienleben des Gauchs. Es giebt mehr Männchen unter ihnen als Weibchen,

und die letzteren leben daher, als ganz liederliche Weibsbilder, in Polyandrie, und ein junger Kuckuck hat alles Recht von sich zu sagen: ein kluges Kind, das seinen Vater kennt! Ein liederliches Weib wird aber in der Regel auch eine liederliche, gewissenlose Mutter sein, — das kann nicht ausbleiben. Ein weiblicher Kuckuck ist viel zu leichtsinnig, viel zu selbstsüchtig um seine Kinder selber aufzuziehen, er betrachtet sie, wie manches menschliche Dämchen auch, als unglückliche Folgen schwacher Stunden und sucht sie sich möglichst vom Halse zu schaffen. Er denkt, er hat seiner elterlichen Pflicht schon völlig genügt, wenn er das Ei einem andern Vogel in das Nest praktiziert und bloß darauf Obacht hat, daß letzterer ein Insektenfresser ist. Und nicht einmal darin ist das wüste Frauenstück sorgsam: man hat Kuckuckseier schon in den Nestern von Finken, Ammern, Spatzen, selbst von Krähen gefunden, — nur fort damit ins Findelhaus oder zur Engelmacherin! Doch nein, wir wollen nicht ungerecht sein: wenn das Kuckucksweib auch nichts taugt, die als Pflegeeltern erwählten Vögelchen geben sich denn doch nicht zu Engelmacherinnen her, dazu haben sie ein viel zu gutes Herz. Mit unendlicher Geduld und aufopferndster Liebe pflegen sie, wenn sie es vermögen, das untergeschobene Kind, das von Jugend auf nicht zu den besten gehört, sich im erschlichenen Neste auf Kosten der Pflegegeschwister in unerhörter Weise breit macht, sie unter Umständen selbst aus dem Neste drängt und ihnen die Bissen vor dem Schnabel wegschnappt.

Es ist wunderlich, daß sich die alten Vögel des

fremden Wechselbalgs, von dem sie doch bald überzeugt sein müssen, daß er kein Fleisch von ihrem Fleische und kein Blut von ihrem Blute ist, so liebevoll annehmen. Es liegt aber in der Natur der Vögel, besonders der Singvögel ein sehr merkwürdiger Trieb, ohne den die ganze Kuckucksteufelei überhaupt nicht möglich wäre, nämlich der, mit überströmender Elternliebe sich der verwaisten Nachkommenschaft anderer Vogelindividuen, selbst Vogelarten anzunehmen, und sie mit groß zu ziehen. Das sog. Pflegeelternwesen ist keine seltene Sache in der Vogelwelt, und damit hängt vielleicht die Thatsache zusammen, daß vielfach die Jungen der ersten Brut ihre jüngeren Geschwister aus einer späteren Brut mit auffüttern helfen.

Die Jugend- und Erziehungsgeschichte des Kuckucks hat noch eine weitere, sehr seltsame Erscheinung im Gefolge: die Kuckucke sind als reine Insektenfresser Zugvögel, und zwar sind sie sehr empfindliche Zugvögel, die spät im Jahre kommen und früh wieder fortgehen. Nun wissen wir, daß die jungen Vögel mit den Eltern ziehen, — aber der junge Kuckuck? Der kennt seine Eltern doch gar nicht? Nein, — er kennt sie nicht, aber seine Pflegeeltern, bei denen er allein gedeihen kann, sind auch Zugvögel, und er schließt sich ihnen beim Wegzug an, daher man junge Kuckucke viel weiter im Herbst hinein findet als alte. Diejenigen, die von rotrückigen Würgern ausgebrütet sind, werden eher wegziehen als die von grauen Bachstelzen aufgezogenen, entsprechend den gewöhnlichen Abreisezeiten der Pflege-

eltern. Das ist aber nur im ersten Lebensjahre der Kuckucke der Fall, haben sie die Zugstraße einmal kennen gelernt, dann wandern sie zu gleicher Zeit wie die älteren Kuckucksindividuen.

Der junge Gauch hat auch eine etwas andere Diät als der alte. Sie besteht zwar in beiden Fällen bloß aus Insekten, aber der junge muß nehmen, was ihm seine Pflegeeltern bringen, der alte aber hat eine selbstständige Wahl und lebt hauptsächlich von haarigen Raupen. Die sind anderen insektenfressenden Vögeln zuwider und werden höchst ungern und nur in der Not von ihnen gefressen. Der Kuckuck zieht gerade sie allem andern vor: wo ein Raupenfraß stattfindet, wo die Raupen des Prozessionsspinners, der Nonne u. a. m. in einem Jahre einmal massenhaft und verheerend auftreten, da erscheinen sofort auch zahlreiche Gauche. E. v. Homeyer traf einmal in einem etwa 30 Morgen großen, von der Nonne befallenen Kieferholz gegen 100 Kuckucke. Die Tiere hielten sich 15 Tage daselbst auf, fraßen in der Zeit mindestens 2,880,000 Stück Raupen und als sie so ziemlich mit ihnen aufgeräumt hatten, zogen sie von dannen.

Die Gewohnheit haarige Raupen zu fressen führt bei dem Kuckuck zu einer merkwürdigen Erscheinung: die spitzen Haare bohren sich nämlich in den schwieligen Überzug der Innenseite des Magens ein, wie das ältere Naturforscher beobachteten, die, den Zusammenhang nicht ahnend, auf den Gedanken verfielen, die Vögel hätten einen von Haus aus innen haarigen Magen. —

Kennst du des wackern Mathias Claudius' altes Lied

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben",

das übrigens gar nicht von ihm, sondern von J. P. Hebel sein soll? Natürlich, sagst du pikiert. Na, laß gut sein, das ist bei deinem jugendlichen Alter durchaus nicht so natürlich, es wird nicht lange dauern, dann sind alle die guten, alten Gedichte ebenso wie die guten, alten Dichter verschwunden und vergessen vor jener heillosen Rotte von Litterätchen, die sich da die Modernen nennen, Dichter zu sein vorgeben, und deren ganzer Schwindel auf gegenseitige Lobhudelei hinausläuft. Eine Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit! und das dumme Publikum steht dabei und glaubt es, anstatt den frechen Jungens moralisch die Höschen straff zu ziehen!

Nun, in besagtem Liede, ob's nun von Claudius oder von Hebel ist, lautet ein Vers:

„Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Und macht nur Wind wie der,
Es tanzt der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer."

Was der Kuckucksküster ist, weißt du vielleicht doch nicht. Das ist der Mistfink, der stinkige Upmatz, der Wiedehopf, man könnte sagen: die Nachtigall der Modernen, wie die geflügelte Sau ihr Pegasus ist!

Das Volk ist der Meinung, der Wiedehopf träfe im Frühjahr immer einige Tage vor dem Kuckuck bei uns ein und sei gewissermaßen sein Quartiermacher, sein Bedienter. Wer nun in dem Gauch einen geist-

lichen Herrn sieht, der nennt den Wiedehopf seinen Küster, wer mehr zum Weltlichen neigt, seinen Lakai.

Der Wiedehopf ist eine der auffälligsten Erscheinungen in der deutschen Vogelwelt, er hat, wie der Eisvogel und der Pirol entschieden etwas Ausländisches an sich, und man wird wohl nicht fehl greifen, wenn man sie alle drei als eingewanderte Exoten, als Kinder des Südens, ansieht. Es ist hier augenblicklich nicht der Ort, das des weiteren zu entwickeln, und die Sache berührt unser Interesse jetzt nicht tiefer, doch werden wir in etlichen Wochen Gelegenheit nehmen darauf zurückzukommen.

Auch den Wiedehopf umgiebt in den Augen des Volkes ein geheimnisvoller Nimbus: er ist ein großer Kenner von allerlei Zauberkräutern und von allen den Dingen, bei denen es überhaupt „mit Kräutern zugeht" die imstande sind, Blinden das Augenlicht wiederzugeben und verschlossene Thüren zu öffnen. Ein mit des Vogels Blut bestrichenes Tüchlein abends, wenn man sich zur Ruhe legt, auf die rechte Pulsader gebunden, erzeugt angenehme Träume. „Da muß 'was d'ran sein, sonst hätten sie es doch nicht gedruckt", sagte ein alter, gelehrter Bauer meiner Bekanntschaft, der in antidiluvianischen Schmökern nach seiner Art viel studierte, tüchtig herumarztete und bei seinen Mitbauern weit und breit als „weiser Mann" galt und ein großes Original war.

Schon vor Jahrhunderten galt der Wiedehopf als Wetterprophet, sein Geschrei im Frühjahr häufig gehört, bedeutete schönes Wetter, aber freilich auch Krieg.

Unser Vogel kann sich sehen lassen, er ist größer

als eine Amsel, schön bunt, hauptsächlich rotgelb von Farbe mit schwarzen, weißgebänderten Schwung- und Schwanzfedern, auf dem Kopf trägt er eine Haube hintereinanderstehender spitzer, gelblicher und weißlicher Federn von 5 cm Länge mit schwarzen Spitzen. Diese Haube ist gewissermaßen der Indikator des Gemütes des Wiedehopfes, an dem man die Vorgänge in seiner kleinen Seele ablesen kann, wie bei der Katze am Schwanz: Schreck, Neugierde, Aufmerksamkeit, verliebtes Empfinden, alles findet in dem schnelleren oder langsameren Sträuben und Senken der Federkrone seinen Ausdruck.

Es ist wahr, sein Lebenswandel ist nicht der reinlichste, er ist an den Kot der Menschen und der Herdentiere gebunden, labt sich an den Bandwürmern, die der Abessinier und der ägyptische Fellah an das Licht befördert hat, und an den zahlreichen Insekten, die auf einer norddeutschen Viehweide durch den Duft des Rinderdungs im warmen Sonnenschein herbeigelockt werden. Auf Sauberkeit in seinem in Baum- und Mauerlöchern, auf den Köpfen alter, gestutzter Weiden und an ähnlichen Stellen befindlichen Neste giebt er nicht viel oder besser nichts, das ist eine Thatsache und nicht bloß Nachrede übelgesinnter Menschen. Er selber stinkt bloß, wenn er kleine Familie hat, sonst ist er persönlich ein ganz propres Herrlein. Den Luxus Unreinlichkeit am eigenen Leibe können sich von allen Vögeln vielleicht die nur Geier und auch bloß in beschränktem Maße gestatten. Bau- und Lebensweise verbieten dem Vogel sich in dieser Beziehung gehen zu lassen.

Leider zählt auch der Kuckuckslakai zu den vielen und gerade schönen Vogelgestalten, die bei uns immer seltener werden. Die Brutstätten weichen der Kultur, die Viehzucht hat abgenommen, und wenn sich irgendwo, wenn nicht in ganz entlegenen Gegenden, ein Wiedehopf zeigt, holt jeder Esel von Sonntagsjäger sein Schießeisen herbei, um dem harmlosen Tier eins aufzubrennen, und wenn die Meute meist auch ganz erbärmlich schießt, schließlich hat doch einmal einer Glück und trifft. Kein Wunder also, daß das schöne Wesen bei uns so scheu ist; im Orient und im nordöstlichen Afrika, wo ihm niemand etwas zu leide thut, ja wo man mit Wohlwollen und einer gewissen abergläubischen Achtung auf es blickt, ist es zutraulich genug.

Daß das vogelmörderische italienische Gesindel die Wiedehöpfe frißt, ist ebenso bekannt wie bedauerlich, und die Geistlichkeit soll im Fange dieses Vogels und anderer armer, befiederter Schelme ihrer Herde oft genug mit illusterem Beispiele vorangehen.

Hi, hi, hi, hi! Wer lacht da — ich meine, dort auf der Trift, wo die uralten Birn- und Äpfelbäume stehen, die letzten in unserer Flur? Kenn' ich dich, du Schalk, du alter Freund und Kuckucksbruder! Ein Wendehals ist es, der das Weibchen lockt. Auch ihn hält das Volk an manchen Orten für einen Diener des Gauchs, auch er ist des Zauberwesens einigermaßen verdächtig, denn — wie der Herr, so der Knecht.

Der Wendehals ist ein Specht, aber ein Specht besonderer Art, der durch seine veränderte Lebensweise

viel Spechthaftes abgelegt hat. Unter einem Specht stellt man sich einen Vogel vor, der im Verhältnis zu seiner Größe immer sehr kräftig ist, ein straffes, hartes, buntes Gefieder, einen starken Meißelschnabel und elastische, scharfspitzige Schwanzfedern hat und nicht wandert, und meist entspricht diese Vorstellung der Wahrheit. Der Wendehals, oder besser die Wendehälse, es sind drei oder vier nahe verwandte Arten, von denen sich bloß eine in Europa findet, weichen aber sehr bedeutend von diesem ideellen Spechtbilde ab.

Der Wendehals, auch Natter- oder Otterwendel genannt, hat ganz im Gegensatz zu einem echten Specht ein auffallend weiches Gefieder von gelblich, rostbraun, grau und schwarz gemischter und gefleckter Färbung, weiche Schwanzfedern und macht entschieden den Eindruck eines nächtlichen Tieres, obwohl er das nicht ist. Er ist ein zarter Vogel, hat einen verhältnismäßig kurzen und weichen Schnabel und verläßt uns in der ersten Hälfte des Septembers, um sich erst Ende April wieder einzustellen. Diese beträchtlichen Unterschiede in der Organisation und Lebensweise zwischen Wendehals und Spechten sind auf die wesentlich verschiedenen Arten der Ernährung zurückzuführen.

Der Wendehals sucht sein Futter nicht die Bäume aufwärts emporsteigend, auf die harten, elastischen Steuerfedern sich stützend und mit der Keilhacke des Schnabels den Stamm perkutierend und die Rinde zersplitternd, er nimmt hier und da von den Knospen und Blättern ein Räupchen, fliegt den Baum an, hakt sich fest und

holt sich aus einer vorhandenen Ritze ein Käferlein. Meist hascht er aber seine Nahrung auf dem Boden und mit Vorliebe macht er sich über die Ameisenhaufen her, zerscharrt und zerkratzt sie und stößt seine gewaltig lange, klebrige Zunge hinein, an der die Ameisen und ihre Puppen schockweise hängen bleiben.

Gern sitzt der Vogel auf dem Rand eines Baumloches, macht langsame, würdevolle Verbeugungen, lacht und kollert leise in sich hinein und sträubt sein kokettes Federhäubchen. Von Zeit zu Zeit hebt er den Kopf und läßt sein lautes hi! hi! hi! erschallen. Naht sich ihm ein weibliches Wesen seiner Gattung, so fliegt er ihm entgegen: es setzt sich auf den Boden, er davor, seine Verbeugungen werden lebhafter, er breitet den Schwanz aus und schleift damit den Boden, wie ein brünstiger Taubert, verdreht verliebt seine gelbbraunen Augen, schleicht auf den Boden gedrückt auf das Weibchen zu und kichert leise auf es ein. Über die Art und Weise, auf die männliche Tiere ihr Liebchen poussieren, könnte man ein ganzes Buch schreiben, und es wäre gewiß nicht so langweilig zu lesen, wie als unbeteiligter Dritter die Leckerei und Knutscherei eines verliebten, menschlichen Brautpaares mit ansehen zu müssen.

Außerordentlich ist der Wendehals in seiner Eigenschaft als „Otterwendel". Droht ihm, etwa in seiner dämmerigen Bruthöhle, eine Gefahr, der er sich durch die Flucht nicht gleich zu entziehen vermag, so spielt er die Schlange, macht mit dem ganzen Körper, aber besonders mit dem Kopfe die unglaublichste Verdrehung,

reißt den Rachen weit auf und zischt. Oft genug zieht ein Wiesel erschrocken und verdutzt ab, denn Scheu vor Schlangen ist den meisten höheren Tieren angeboren. Auch arme, gemordete Wendehälse habe ich in Triest auf dem Markte gesehen, die sich aus den Sprenkeln nicht herauszuwinden und herauszuschlängeln verstanden hatten und die Opfer eines schmutzigen, italienischen Lümmels geworden waren. —

Es mag manchem wunderlich erscheinen, daß ich kein wildes Geflügel zu essen vermag, nicht einmal Rebhühner, und ich bin von gescheidtern Leuten schon oft darüber ausgelacht worden. Auch das Haselhuhn kenne ich daher nur vom Sehen, aber das genügt mir und erfüllt mich mit großer Freude. Freilich, vielen Kennern schmeckt es gut und seinen lateinischen Namen bonasia verdankt es den alten Mönchen, die sich in aller christlichen De- und Armut doch auch auf Küche und Keller verstanden und sich nicht übel durch das irdische Dasein hindurchzukasteien wußten, — bona assa, guter Braten. Hoffentlich ist der Braten besser als das Latein, obwohl das verhältnismäßig immerhin noch ganz hübsch ist; es wäre allerdings auch ein Kunststück in die zwei Worte hinein einen grammatischen Schnitzer zu praktizieren.

Leider muß ich auch beim Haselhuhn das alte Klagelied wieder anstimmen: — es wird immer seltener bei uns. Und es ist solch' ein schöner Vogel! Die Hauptfarbe ist bei beiden Geschlechtern ein mattes Rostrot mit dunkelbraunen Fleckchen, schmalen Querbinden und Streifchen, über dem Auge hat der Hahn einen

hochroten, die Henne einen kleineren, blasseren, warzigen Fleck. Bei ersterem ist die Kehle schwarz mit weißer Einfassung, bei letzterer rostgelb, dunkel gefleckt und uneingefaßt. Der Schwanz (Stoß) hat 16 Federn, von denen beim Hahn die beiden mittleren 12, die anderen bloß je 2 Querbinden haben. Beim Hahn sind auch die Scheitelfedern verlängert und bilden ein aufrichtbares Häubchen.

So bunt ein Haselhuhn, wenn man es unmittelbar vor sich hat, auch erscheint, so schwer ist es doch draußen im Walde unter seinen normalen Lebensverhältnissen zu erkennen, denn die verschiedenen Tinten der Färbung des Gefieders entsprechen in hohem Grade dem mit helleren und dunkleren dürren Blättern bedeckten Waldboden. Der Vogel hält sich überhaupt am liebsten auf dem Boden auf, weiß sich vorzüglich zu verbergen und bäumt nur des Nachts, um sicher zu schlafen. Hat man ein Haselhuhn entdeckt und scheucht es auf, so fliegt es etwa 50 Schritt weit auf einen niederen Ast, wird es auch hier verfolgt, so fliegt es weiter auf einen höheren und wird es noch länger beunruhigt, endlich in den Wipfel eines hohen Laubbaumes, wo es sich, dicht an den Stamm angedrückt oder auf einen dicken Ast ausgestreckt, so meisterlich versteckt, daß es nicht zu erkennen ist. Man mag rufen, in die Hände klatschen, mit Steinen in den Baum werfen, an den Stamm klopfen, der Vogel denkt: Bange machen gilt nicht! und es fällt ihm nicht im Traume ein, seinen sicheren Schlupfwinkel zu verlassen.

Das Haselhuhn bewohnt ganz Europa mit Ausnahme Englands und das westliche Sibirien, ist aber zärtlicher als die Auer- und Birkhühner und geht nicht so hoch in das Gebirge wie diese. Es verlangt einen geschlossenen, gemischten Wald mit vielem, dichtem Unterholz, Haselstauden, zahlreichen Beerenbüschen, kleinen Felsfleckchen und frischen Quellen, auch sandige Stellen müssen vorhanden sein, wo es ein Sandbad nehmen kann. Solche Berge und Bergzüge, die mehr einzeln liegen und eine Sonnen- und Schattenseite haben, bevorzugt es. Im Sommer bewohnt es mehr die mit Laubwald, im Winter, des größeren Schutzes halber, die mit Nadelholz bestandenen Teile seines Reviers.

Die Nahrung der schwarzkehligen Waldhühner, wie die Vögel auch genannt werden, besteht hauptsächlich aus Waldbeeren, im Sommer aus Heidel-, Preißel-, Brom- und Himbeeren. Im Herbst bäumen sie den Ebereschenbeeren zu Liebe, im Winter fressen sie Wachholderbeeren, wovon ihr Fleisch einen eigenartig, bitterlich-aromatischen Geschmack annehmen soll, und die Knospen und unreifen Kätzchen der Haselsträucher und Birken und alle Sämereien, die sie finden können. Sehr lieben sie auch Insekten und Regenwürmer. Die Tierchen haben also eine reichhaltige Speisekarte und brauchen auch im Winter nicht leicht Hunger zu leiden.

Das Familienleben der Haselhühner ist eigenartig. Es sind monogame Vögel, aber ihre Ehen sind sehr locker, und beide Geschlechter nehmen es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau. Das mag seinen Grund

darin haben, daß die Hähne zahlreicher als die Hennen sind, denn die letzteren sind in der Brutzeit sehr viel mehr Gefahren ausgesetzt, da sie auf dem Boden brüten und nicht wie die Hähne, um zu schlafen, bäumen können und daher den Füchsen, Mardern, Wieseln in der Nacht leider sehr oft zum Opfer fallen. Da ist es denn kein so großes Wunder, wenn sich Hausfreunde einstellen, und daß Cicisbeowirtschaft in Blüte steht.

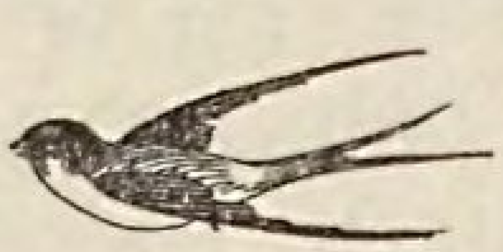
Der Hahn balzt oder „spißt" von Mitte März bis Ende April des Abends und noch mehr in der Morgendämmerung. Er sitzt dabei auf dem Boden, oder auf einem Mittelast eines großen oder in dem Gipfel eines niederen Baumes, läßt die Flügel hängen, sträubt die Haube und das Kehlgefieder, tanzt und schlägt die Steuerfedern zu einem Rade auseinander, zugleich läßt er ein sanftes, nicht sehr weit vernehmbares melancholisches Pfeifen hören: Ti — ti — ti, Tihiti Tihihi! was die Oberbayern mit menschlichen Worten so wiedergeben: Zieh, zieh, zieh, bei der Hitz, bei der Höh'!

Der Vogel ist dabei durchaus nicht taub wie Gevatter Auerhahn, aber voll Eifersucht und läßt sich leicht locken. Hierzu bedient sich der Jäger eines Pfeifchens, das er sich aus einem Gänseknochen oder aus den gallenartigen Auswüchsen der Buchenblätter macht und mit dem er die Stimme des Birkhuhns täuschend nachzuahmen versteht. Lockt er aus seinem Versteck, so kommt der Vogel genau auf die Stelle zu, wo er sich verborgen hält, und zwar morgens geflogen, abends gelaufen. Sobald die Henne Ende April an-

fängt ihre taubeneigroßen, zahlreichen (bis 16 Stück!) Eier in einer roh mit Pflanzenstoffen ausgefütterten Bodenvertiefung zu legen, verläßt sie der Hahn und führt während der Mauser bis in den Oktober hinein ein einsiedlerisches Junggesellenleben. Die Eier sind vielen Nachstellungen ausgesetzt, namentlich seitens der großen Waldmaus und des niederträchtigen, diebischen Eichelhehers, dann der Füchse und Elstern, gelegentlich auch der nichts weniger als harmlosen Eichhörnchen. Die Jungen, die schon nach fünf Wochen flügge sind, lockt die Mutter mit sanftem: whiste, whiste!

Im Herbst findet sich die Familie wieder zusammen und bildet, nachdem die Hähne noch eine Nachbalze gehalten haben, eine Kette, die in losem Verbande im Reviere herum streift und besonders in der Morgen- und Abenddämmerung ihre Locktöne hören läßt. —

Unter allen heute von uns besprochenen Vogelarten waren nur wenige, von denen sich vermuten läßt, daß sie sich der Zahl nach auf dem alten Stande gehalten, vielleicht sogar etwas zugenommen haben. Die Mehrzahl und gerade die schönsten und bemerkenswertesten von ihnen haben abgenommen und nehmen noch fortwährend ab. Traurige Aussichten für die Zukunft und für die nach uns kommenden Geschlechter von Naturfreunden.



V. Mai.

Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus.

Ja, Lust habe ich dazu eigentlich ganz und gar nicht, aber ich muß wohl, denn das Studiensemester hat eben erst begonnen, und die lernbegierige Jugend will etwas hören für ihr Geld. Da bleibt eben nichts anderes übrig, als daß wir unsere freien Sonnabende zu Ausflügen in Leipzigs nähere und weitere Umgebung benutzen, denn an Sonntagen bringen mich nicht zehn Pferde, wie man zu sagen pflegt, in das Gewimmel eines oft recht zweifelhaften Publikums hinaus.

Ich möchte eigentlich wissen, wer den Mai zuerst den „Wonnemond“ genannt hat. Der Mann kann kaum nördlich von der Mainlinie zu Hause gewesen sein. Das Durchschnittswetter im Mai ist bei uns auch nicht viel besser, als das im April, und das berührt um so schmerzlicher, als wir nun doch schon wieder vier Wochen weiter in das Jahr hineingeraten sind.

Freilich, die Tier- und Pflanzenwelt schreitet fort, in dem einen Jahre etwas rascher und etwas individuenreicher, als im andern, aber sie schreitet doch fort, und das ist ein Trost, wo blieben wir sonst mit unseren „monatlichen Tierbelustigungen?"

Die Tierbelustigungen dieses Monats Mai beginnen wir wohl mit Fug und Recht mit der Betrachtung des gemeinen Maikäfers (Melotontha vulgaris).

Der Maikäfer ist ein in manchen Punkten sonderbares Insekt. Wie in gewissen Jahren Infektionskrankheiten in hohem Grade grassieren und in weit ausgebreiteten Gebieten zahlreiche Individuen befallen, in andern Jahren aber kaum oder gar nicht verspürt werden, so treten auch viele und besonders durch ihre Schädlichkeit auffallende Tiere durchaus nicht in allen Jahren in gleichen Mengen auf. Der Landmann redet von Mäusejahren und der Forstmann und Gärtner von Borkenkäfer- und Maikäferflugjahren. Die Zeiträume zwischen den einzelnen Jahren des häufigen Erscheinens können bei ein und derselben Tierart sehr verschieden lang sein, bald 20 oder mehr Jahre, dann aber auch wieder 2 oder 3 u. s. w. betragen. Von Zeit zu Zeit erfahren wir einmal aus wissenschaftlichen, wohl auch aus politischen Zeitschriften, daß an verschiedenen Stellen Europas diesseits der Alpen die Raupen des Oleanderschwärmers, großen Weinvogels oder Totenkopfs in größerer Anzahl beobachtet wurden, Tiere, die sonst unserer Fauna fremd sind — wir lesen von ungeheuern Schwärmen der Nonne, des Prozessionsspinners, der

vierfleckigen Libelle, des Kohlweißlings, Distelfalters, der Gammaeule u. s. w., — die Wanderheuschrecke macht gefährliche Einfälle in das Abendland, — hin und wieder zeigen sich einmal ungewöhnliche, fremdartige Vögel in größeren Mengen in unserem Vaterlande. Andere Tiere erscheinen nicht so unregelmäßig sprungweise, sie sind zwar unverkennbar in gewissen Jahren häufiger und oft in hohem Grade als in andern, aber diese Jahre folgen einander in ganz bestimmten Zwischenräumen, mit einer regelmäßigen Periodizität. So ist es mit den Flugjahren der Maikäfer und noch einiger anderer Käferarten. Es müssen natürlich verschiedene Ursachen sein, welche die eine Tierform in scheinbar ganz willkürlich langen Intervallen massenhaft erscheinen lassen, andere aber in ganz regelmäßig gleich großen und wir dürfen von vornherein wohl soviel schon sagen, daß die unregelmäßigen Zwischenzeiten auf Verhältnisse zurückzuführen sein werden, die außerhalb des Tieres liegen, die regelmäßig wiederkehrenden aber auf solche, die in irgend einer Weise mit der feststehenden Lebensweise und Lebensgewohnheit des betreffenden Wesens in innigstem Zusammenhange sich befinden, so zu sagen in ihm selbst liegen.

Die ersteren können Tiere zu oft sehr großen Wanderungen veranlassen, sei es, daß sie auf Übervölkerung und Nahrungsmangel an der ursprünglichen Heimstätte beruhen, und solche Einwanderer können leicht andere von ihnen sich ernährende im Gefolge haben. Es kann aber auch an irgend einer Stelle die Nahrung besonders

reichlich gediehen sein und anlocken. In anderen Fällen liegt die Sache anders; dann handelt es sich nicht um Einwanderungen von außen her, sondern um eine besonders starke Vermehrung der alten ortsansässigen Formen, wie z. B. bei Feldmäusen, der Nonne u. s. w. Überfluß an Futter, günstige klimatische Umstände, Seltenheit der hauptsächlichsten Feinde können, besonders wenn diese Faktoren mehrere Generationen hintereinander und etwa gar noch zusammen wirkten, die Individuenzahl einer Art an geeigneten Lokalitäten oft ins Ungeheuere vermehren.

Nicht ganz so verhält es sich bei den Tieren, die in bestimmten Perioden nach gleich langen zeitlichen Zwischenräumen immer wieder in größerer Zahl erscheinen, also auch nicht beim Maikäfer.

Die Einrichtung der sogenannten „Flugjahre" bei den Maikäfern ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, um deren Erforschung sich namentlich der berühmte Forstzoologe Ratzeburg und der ausgezeichnete, vielseitige Schweizer Naturforscher Oswald Heer verdient gemacht haben. In einem großen Teile Deutschlands, etwa nördlich des Mains und östlich der Weser, erscheint das ausgebildete Insekt aller vier Jahre in ansehnlicheren Massen und zwar in Jahren, die mit den Schaltjahren zusammenfallen. In den westlichen und südlichen Teilen Deutschlands und Europas überhaupt (über Dänemark, Südschweden und Mittelrußland fehlen mir die Angaben) ist das anders. Dort ist die Flugperiode eine dreijährige, aber das Flugjahr ist nicht an allen Orten das näm-

liche. Heer unterscheidet für die Schweiz das Baseler, Berner und Urner Flugjahr. Das Baseler findet statt in den Jahren, die einer durch 3 teilbaren Jahreszahl entsprechen, also 1896, 1893, 1890 u. s. w., und läßt sich geschichtlich zurückverfolgen bis 1755; das Berner Flugjahr fällt in diejenigen Jahre, die mit 3 geteilt einen Rest 1 ergeben, also 1897, 1894, 1891 u. s. w., und ist zuerst bekannt aus 1693; das Urner Flugjahr endlich zeigt sich in den Jahren, welche mit 3 geteilt den Rest 2 lassen, mithin 1895, 1892, 1889 u. s. w.; das erste bekannte Urner Flugjahr ist 1667.

Die Berner und Urner Flugjahre sind in der Schweiz sehr lokalisiert, das Baseler aber ist nicht bloß hier, sondern im ganzen südlichen und westlichen Europa das allgemeine: so in Schwaben, Österreich, entlang des Rheins, in Frankreich, den Niederlanden, England und Oberitalien.

Diese Thatsachen lassen es der Mühe wert erscheinen, einen Augenblick bei dem Versuch ihrer Erklärung zu verweilen. Worauf beruht überhaupt, ganz abgesehen von der Dauer der Zwischenräume, diese Periodicität? — Da müssen wir zunächst die Entwickelungsgeschichte des Maikäfers in das Auge fassen. Wenn das Weibchen sich Mutter fühlt, bohrt es sich an geeigneten Stellen in die Erde ein, legt in eine kleine Höhlung 15—20 Eier und wiederholt diesen Prozeß mehreremale, bis ihr Eiervorrat (60—80 Stück) erschöpft ist, dann hat sie ihre Mission erfüllt und stirbt. Die aus den Eiern hervorgehenden Larven, die Engerlinge (bei den

Schweizern Inger) bleiben während des ersten Jahres bei einander, zerstreuen sich später aber immer mehr. Im Sommer leben sie nahe der Oberfläche des Bodens, so daß man sie beim Ausraufen der Pflanzen nicht selten mit zu Tage befördert. Auch beim Pflügen werden sie bekanntlich oft in Mengen bloß gelegt. Bei anhaltender Dürre und im Winter gehen sie ziemlich weit in die Tiefe, wohin ihnen der Maulwurf, der sich mit Vorliebe von ihnen ernährt, folgt, und man hat wohl aus der Tiefe ihres Winterlagers, das sie schon im Herbst beziehen, auf die Strenge des folgenden Winters schließen wollen. Das Futter der Engerlinge besteht aus den Wurzeln von allerlei Pflanzen, Gras, Raps, Runkelrüben, jungen Kiefern 2c., und bei ihrer Gefräßigkeit werden sie sehr schädlich. Sie entwickeln sich, und das ist für die Beurteilung der Ursachen der Periodicität der Flugjahre von der größten Bedeutung, nicht etwa, wie die meisten Schmetterlinge, innerhalb eines Jahres, sie brauchen deren mehrere und zwar im Süden und Westen 3, im Nordosten aber 4. Viele Käferarten haben als Larven eine lange Lebensdauer, z. B. der Held- oder Eichenbock, Hirschkäfer, Nashornkäfer 2c. Die Größe des ausgebildeten Insektes mag die Dauer des Larvenzustandes mit bestimmen, ist aber wohl nicht der einzige Faktor. Der berühmte Berliner Entomologe Erichson erzählt, daß er die ausgewachsene Larve eines nicht sehr großen Käfers (einer Speckkäferform) fünf Jahre gefangen hielt, ohne daß sie sich verpuppte.

Worin liegt aber der Grund, daß die Zwischen-

räume zwischen den Flugjahren der Maikäfer nicht überall von gleicher Dauer sind, daß im südlichen und westlichen Europa ihre Larven 3, bei uns aber 4 Jahre zu ihrer Entwickelung gebrauchen? Das ist eine Anpassungserscheinung an das Klima. Längere Winter, während welcher die Larven nicht fressen, beschränken die Zeit ihrer Ernährung, daher können sie ihre Normalgröße nicht so schnell erreichen und sind gezwungen, einmal mehr zu überwintern. Diese Thatsache steht durchaus nicht vereinzelt da, ist vielmehr in der Insektenwelt recht häufig und tritt oft noch drastischer auf. Es giebt Schmetterlinge, und zwar die nämlichen Arten, die in Südeuropa in einem Jahre zwei Generationen, eine im Frühling, die andere im Hochsommer, haben, bei uns aber nur eine im Sommer, und in Lappland sehen wir, daß sich die Lebensdauer dieser Tiere in unvollkommen entwickeltem Zustande auf 2 Jahre erstreckt.

Viel schwieriger sind ein paar andere an die Periodicität der Flugjahre der Maikäfer anknüpfende Fragen zu beantworten. Zuerst: weshalb, wenn auch die Entwickelung dieser Insekten mehrere Jahre dauert, sind sie nicht in allen Jahren gleich häufig? Wir müssen annehmen, daß irgendwann einmal, vielleicht in grauer Vorzeit, eine Generation dieser Tiere durch günstige Einflüsse außerordentlich gut gedieh, und daß ein sehr großer Prozentsatz der abgelegten Eier zur Entwickelung kam. Diese Generation wurde nun der Ausgangspunkt eines volkreichen Maikäferstammes, der bei uns alle Schaltjahre — jene zahlreiche Anfangsgeneration fiel

im vollentwickelten, fortpflanzungsfähigen Zustand auch in ein solches, — in anderen europäischen Ländern alle drei Jahre auftritt, und zwar ein weitverbreiteter Stamm in den durch drei teilbaren Jahreszahlen, andere, wie wir oben sahen, sehr lokalisierte in anderen.

Nun bleibt aber noch eine Frage! — Es kommt vor, daß es in einem Jahre, das kein Schaltjahr ist, auch bei uns von Maikäfern wimmelt. So war es 1891. Wie geht das zu? — Ja, wenn ich das genau wüßte! Ich kann bloß mit Hypothesen dienen. Es sind zwei Möglichkeiten vorhanden. Entweder die Maikäfergeneration, die im Frühjahr 1887 erzeugt wurde, hatte sich durch äußere Umstände ungewöhnlich gut und zahlreich entwickeln können, oder die Existenzbedingungen waren für die 1888 ins Leben getretene so überaus und anhaltend günstige, daß die Entwickelungsdauer abgekürzt werden konnte. Dann hätten wir gewissermaßen hier zu Lande einmal ein Berner Flugjahr gehabt, denn: 3/1891/ giebt 630 und Rest 1.

In welchen Massen die Tiere gelegentlich so schon auftreten, dafür ein paar Beispiele. 1804 schätzte man die Zahl der im Kanton Glarus eingesammelten Maikäfer auf 81 Millionen und 1807 die im Kanton Zürich auf 300 Millionen. Dabei darf man nicht übersehen, daß die Maikäfer kaum bis 3000 Fuß in den Bergen vorkommen, so daß also in jenen schweizerischen Gegenden ihr Verbreitungsgebiet wesentlich beschränkt ist. In Quedlinburg bildete sich 1836, in einem Hauptflugjahr, ein Verein von Gärtnern und Landwirten zur Vertilgung

der Maikäfer. Derselbe ließ hauptsächlich durch Kinder 93 Wispel 4 Scheffel einsammeln, was einer Menge von 33 450 000 Käfern entspricht. Im Kreisbezirk Leipzig wurden 1864 eingesammelt 7960 Scheffel und 643 Zentner, zusammen ungefähr 378 594 000 Stück. In der Provinz Sachsen wurden 1868 nicht weniger als 30000 Zentner eingebracht, was, da 530 Stück Maikäfer auf das Pfund gehen, die ungeheuere Summe von 1590 Millionen Individuen ergiebt. Was diese als Käfer und vorher jahrelang als Engerlinge vernichtet haben, kann man sich denken.

Als Käfer fressen sie von allen Laubbäumen mit Ausnahme der Traubenkirschen und Akazien, Nadelholz nur im Notfall und niemals Kiefer. Auch auf niederen Pflanzen werden sie gelegentlich angetroffen, namentlich auf blühendem Raps, den sie bisweilen ackerweise vernichten. Ihr Lieblingsfutter aber ist die Eiche und dann die Roßkastanie, Obstbäume und Esche sagen ihnen weniger zu, noch weniger Linde, Birke und Erle. Weit schädlicher aber als die ausgebildeten Insekten sind die Engerlinge, und man war schon seit altersher bemüht, sie zu vernichten.

Man hat verschiedene Mittel zu diesem Behufe in Anwendung gebracht: Einsammeln und Schutz der Saatkrähen, Stare und Maulwürfe sind sicher die besten. Im Mittelalter verfiel man auf drollige Vertilgungsarten dieser übeln Gäste. Anno 1478 ließ der Bischof von Lausanne Benedikt von Montferrant die Engerlinge nach Avencher zur Verantwortung vorladen, da sie aber

nicht erschieneu, so that er sie in contumaciam in den Bann, und ebenso sein Amtsbruder von Konstanz am Freitag nach Jubilate 1503. Noch 1833, es ist kaum glaublich, beschwor der Pfarrer einer Gemeinde im Cher-Departement die Maikäfer! Obs wohl geholfen hat? —

Auf den Triften werden wir jetzt im Mai mit größerer Wahrscheinlichkeit ein anderes seltsames Tier, auch einen Käfer, der seinen deutschen Namen gleichfalls nach diesem Monat führt, antreffen, das ist der Maiwurm. Die Maiwürmer (Gattung Meloë) sind wohl nebst ihren Verwandten, den spanischen Fliegen, ihrem ganzen Wesen, ihrem Baue und besonders ihrer Entwickelungsgeschichte nach die originellsten Käfer unserer Fauna.

Die ziemlich ansehnlichen Tiere sind schwärzlich, mit einem Stich ins Bläuliche, Violette oder Grünliche, dabei sind sie glanzlos, ihre Körperhülle ist durch Poren oder Grübchen rauh, das walzenförmige Halsschild trägt einen ganz freien Kopf, die Hinterflügel fehlen, was im vorigen Jahrhundert einem gewissen Dr. Meyer zu der geistreichen Bemerkung hinriß: „Weil das Tier keine Flügel hat, so ist es sehr natürlich, daß es nie fliegt.“ Stimmt! Aber ich möchte wissen, wie sich bei diesen äußerst langsamen Insekten die Geschlechter zusammenfinden, vielleicht vollziehen sie die Begattung schon im Neste ihrer Wirte. Die Flügeldecken bedecken den Hinterleib nicht. Dieser ist bei den Weibchen besonders groß, wird, wenn sie langsam mit ihren krakeligen Beinen

dahergestelzt kommen, auf dem Boden nachgeschleppt und birgt zahlreiche Eier, bis 2000 bei einem Individuum. Es ist nötig, daß ihrer so viele sind, denn nur ein geringer Prozentsatz von ihnen wird wieder fertige Insekten liefern. Der Gang der Verwandlung der Maiwürmer ist ein etwas verwickelter und vollzieht sich auf Umwegen, so daß die Larven während der Zeit dieses Vorganges viel Gelegenheit haben, ein vorzeitiges Ende zu finden.

Das Weibchen legt seine Eier an sonnigen, blütenreichen Abhängen oberflächlich in die Erde. Die winzigen Jungen haben drei Paar wohlentwickelter Beine und kriechen, sobald sie ausgeschlüpft sind, auf benachbarte Blumen. Hier lauern sie auf den Besuch wilder Bienenformen und solcher haariger Fliegen, die ihre Entwickelung in den Wohnungen derartiger Bienen als Schmarotzer durchmachen. Sobald es ihnen möglich ist, begeben sie sich auf diese Insekten, klammern sich an ihrem Haarkleide fest und bleiben auf ihnen, bis sie die Bienenbauten wieder aufsuchen. Hier verlassen sie ihre Transporteure und Reittiere, um nun selbst als Parasiten in diesen Stätten weiter zu hausen und sich von den Bienen auf Kosten deren Nachkommen, bezw. Pfleglingen ernähren zu lassen. Zunächst frißt die Larve ein frisches, in eine Zelle gelegtes Ei, darauf vertritt sie die Stelle der Bienenlarve und läßt sich von den Bienen füttern. Vorher hat sie sich aber schon gehäutet und die Gestalt einer Made mit drei Paar kurzen Fußstummeln angenommen. Aus dieser Larvenform geht noch keine

Puppe hervor, sondern eine harte, unten flache, gliedmaßenlose „Scheinpuppe“, die in der unverletzten Haut der vorigen Larve eingeschlossen bleibt und keine Nahrung zu sich nimmt. Aus der Scheinpuppe entwickelt sich abermals eine dritte, weichhäutige, die endlich zur wahren Puppe wird. Diese komplizierte Art der Verwandlung nennt man „Hypermetamorphose“.

Viele der jungen Meloë-Larven werden dieses Ziel nie erreichen, das ist von sehr vielen Zufälligkeiten abhängig, namentlich begeben sich viele auf Blumen besuchende Insekten, die sie nicht an die geeigneten Stätten für die Weiterentwickelung bringen, aber die Zahl, die es erreicht, ist doch genügend, den Bestand der Art zu sichern. Jene Larven im Jugendzustande hatte man schon längst auf ihren vorübergehenden Reittieren gefunden, und indem man sie für völlig ausgebildete, schmarotzende Insekten hielt, unter dem Namen „Bienenläuse“ (Triangulinus apium) beschrieben.

Die äußerst trägen Käfer selbst zeigen noch eine weitere Eigentümlichkeit. Sobald man sie anfaßt, oder sobald etwa ein Vogel anfängt, sich mit ihnen zu beschäftigen, erscheinen an den Gelenken und sonst an ihrem Körper da, wo dünne Hautstellen sich befinden, eigentümliche Tröpfchen einer gelben, ölartigen Feuchtigkeit, die, ist die Gefahr, ohne daß es zu weiteren Insulten kam, vorübergegangen, wieder verschwinden, gewissermaßen zurückgeschluckt werden. Diese Feuchtigkeit enthält ein scharfes Gift, das dem in den spanischen Fliegen enthaltenen Kantharidin chemisch

sehr nahe verwandt und gelegentlich schon, wie dieses, zu allerlei Unfug, in früheren Zeiten auch zu medizinischen Zwecken benutzt ist. Das giftige Prinzip, um mich eines altertümlichen Ausdruckes zu bedienen, das sich in jenem gelben Gelenköle befindet, ist in allen Teilen des Körpers vorhanden, und es wird wohl gesagt, dieses Öl sei nichts als Blut, das durch besondere Öffnungen nach außen trete. Die Gegenwart solcher Öffnungen zur Kommunikation der Leibeshöhle mit der Außenwelt — denn die Leibeshöhle samt ihren, in die Gliedmaßen reichenden Fortsätzen ist bei den Insekten, denen ein geschlossenes Gefäßsystem fehlt, obwohl sie ein Haupt- oder Rückengefäß besitzen, mit Blut gefüllt, — ist von vornherein wenig wahrscheinlich, wenn freilich auch nicht unmöglich. Es ist wahrscheinlicher, daß der Bildungsherd jener Feuchtigkeit in besonderen, an den betreffenden Stellen, wo die Tröpfchen erscheinen, gelegenen Hautdrüsen zu suchen ist.

An die hier kurz beschriebenen Erscheinungen der Metamorphose der Maiwürmer, die einen Hauptbestandteil eines ehemals berühmten Geheimmittels gegen die Folgen des Bisses toller Hunde bildeten, schließen sich die der Verwandlung der so nahe verwandten spanischen Fliegen unmittelbar an. Ein Ding in der Lebensgeschichte dieser merkwürdigen und wichtigen Käfer ist sehr bemerkenswert. Es können nämlich Jahre vergehen, ohne daß man einen von ihnen an jungen Eschen, Flieder- und Ligustersträuchern bemerkt, und plötzlich in einem Jahre erscheinen sie in so ungeheuren Mengen, daß sie

klumpenweise an den Zweigen hängen. Dabei ist aber ihre Gegenwart an eine nur sehr kurze Spanne Zeit gebunden. Wie die Käfer, die doch auch schmarotzend bei wilden Bienenformen hausen, sich gelegentlich so zahlreich zusammenfinden, ist vorläufig noch rätselhaft.

Um die Blüten von allerlei Pflanzen treiben sich jetzt zahlreiche wilde Bienenformen und Wespen herum. Wenn wir sie in größerer Menge fangen und recht viel Glück haben, so werden wir eine oder die andere unter der Menge finden, an deren Hinterleib zwischen zwei Ringen eine eigentümliche Warze hervorragt. Das ist das Kopfende der Puppe eines der allerwunderbarsten Insekten, die es überhaupt giebt.

Aus einem Teile der Puppen gehen kleine, geflügelte Wesen hervor, deren hinterster Halsschild-Abschnitt sehr bedeutend ist und die kolossal großen, fächerförmigen, zusammenfaltbaren Hinterflügel trägt. Die Vorderflügel sind eigentlich mehr rudimentäre Flügeldecken, und die Freßwerkzeuge sind verkümmert. Die Tierchen verlassen mit der Puppe auch den Wirt und fliegen im Sonnenschein mit höchst eigentümlichen, rotierenden Flügelbewegungen munter herum.

Ganz anders sieht ein anderer, zwar die Puppen, aber nicht die Wirte verlassender Teil der Tiere aus: sie sind ungeflügelt, wurmförmig und drehen sich, nachdem sie die Puppenhülse verlassen haben, um, so daß das Hinterleibsende zwischen den Bauchringen der Biene oder Wespe hervorschaut.

Das sind die weiblichen, die geflügelten Individuen aber, die bloß ein paar Stunden leben, die männlichen Fächerflügler oder Strepsipteren.

Die Weibchen, die ihre Männchen niemals zu sehen bekommen, werden von außen befruchtet. Sie sind lebendig gebärend, und die Larven sind wunderliche, kleine Wesen mit drei Beinpaaren und ein paar Schwanzborsten, wie die Schneeflöhe, und wie diese besitzen sie die Fähigkeit, zu springen. Nachdem sie die Eier verlassen haben, klettern sie auf ihren Wirten herum, von denen sie auch selbstverständlich mit in die betreffenden Nester geschleppt werden. Hier bohren sie sich in die jungen Larven der Wirte ein, auf deren Kosten sie leben. Etwa zehn Tage nach dem Einbohren häuten sich die Schmarotzer zum erstenmale und erscheinen dann als fußlose Maden, die sehr langsam zu wachsen scheinen und sich mit ihrer Wirtslarve einpuppen.

Es giebt in Deutschland mehrere Gattungen dieser Tiere, wie Xenos, der Gast oder Fremdling, und Stylops, das Stielauge, und die mit solcher Einquartierung behafteten Bienen- und Wespenindividuen heißen stylopisiert.

Man hat diese Insekten an die Netzflügler, und zwar an die Köcherjungfrauen oder Frühlingsfliegen (Phryganeidae) anschließen wollen, mit denen sie ganz gewiß nichts zu thun haben. Viel richtiger dürfte es sein, sie als durch Schmarotzertum merkwürdig umgebildete Käfer aufzufassen.

Das Käferleben ist jetzt überall schon ein sehr reiches. Nicht nur die Laubbäume hängen voll Maikäfer, die

Kräuter am Bache sind besetzt mit prächtigen blau und grün glänzenden, runden, hochgewölbten Blattkäfern, und über den Weg krabbeln eilig und eifrig erzfarbene Laufkäfer. Die armen Laufkäfer! Sie kommen nach Kräften ihrer Mission als Beamte der Feld- und Forstpolizei nach, und wie lohnt man ihnen? Besieh dir nur den Fußpfad, allenthalben liegen ihre zerquetschten Leichen. Es ist sehr bezeichnend für die Liebenswürdigkeit der allgemeinen (fast hätte ich gesagt: der „gemeinen") Menschennatur, daß sie kein Kerbtier über den Weg kriechen oder laufen sehen kann, ohne es zu zertreten. Selbst sehr fromme Leute geben sich hierzu her. Es ist mir verschiedentlich wiederfahren, daß ich solchen Heiligen über ihr Beginnen Vorstellungen machte und mir erlaubte, darauf hinzuweisen, daß sich ein derartiges Thun doch eigentlich schlecht mit ihren religiösen Anschauungen vertrüge. Da kam ich aber schön an, Gott, nahmen die Kerle ihr salbungsreiches Maul voll! Wie anmutig kam da der geistige Hochmut zum Durchbruch! Mit welcher Verachtung sprachen sie von der „seelenlosen Kreatur", in der sie bloß eine Anhäufung empfindungsloser Maschinen erblickten! Es giebt keine dünkelhafteren Wesen unter der Sonne, als die scheinheiligen Mucker in ihrer Gottgefälligkeit, die ein Konto mit dem Himmel führen und ihrer Meinung nach im Haben immer einige schöne Posten voraus sind!

Unser prächtigster Laufkäfer, der stattliche Puppenräuber (Calosoma sycophanta), nach dem man oft jahrelang vergeblich Umschau hält, ist in diesem Jahre in

den Eichwäldern ungemein häufig, findet aber auch eine besonders reich besetzte Tafel. Die gefährlichen Prozessionsraupen machen sich gewaltig breit, was ihnen auch nur aller Jubeljahre einmal gelingt, und hinter ihnen sind die Puppenräuber her, wie der Teufel hinter einer armen Seele.

Die Puppenräuber kommen mir immer vor wie geharnischte Ritter; mit dunkelblauem Stahl sind sie angethan, nur ihre gerieften zusammengewachsenen Flügeldecken glänzen in rotem und grünem Golde. Und wie geschickt sie ihre flinken Beine zu gebrauchen wissen — es ist eine Lust, ihnen zuzusehen. Sie besitzen die für Laufkäfer seltene Fähigkeit, auf die Bäume klettern zu können.

Auch ihre auf der Oberseite mit einem festeren schwarzen und auf der Unterseite mit einem weicheren Hornkleide versehenen Larven klettern geschickt und richten unter schädlichen Larven und Raupen, z. B. der Fichtenblattwespe, besonders aber des Prozessionsspinners, schreckliche Blutbäder an. Jede verspeist täglich mehrere ausgewachsene Raupen, und die Tiere fressen sich bisweilen so voll, daß sie sich kaum noch zu bewegen, zu verteidigen gar nicht vermögen und jüngeren Larven der eigenen Art zur leichten Beute werden. Die Larven einer anderen deutschen Art (C. sericeum) lebt hauptsächlich von Schnecken, die überhaupt von Laufkäfern gern gefressen werden und mit denen man sie ködern kann. Die in Wäldern lebenden großen Arten aus den Gattungen Carabus, Procrustes und Cychrus halten sich

am Tage unter Steinen, moderndem Moos und in verwesenden Blättern, halb versunkenen Baumstämmen, in mulmigen Fichtenstücken u. s. w. ziemlich versteckt und führen ein mehr nächtliches Leben. Man lege nur zerquetschte Schnecken, besonders die große Weinbergschnecke, an Stellen aus, an denen man die Gegenwart der Laufkäfer kennt oder vermutet, und in ihrer Nachbarschaft größere Rinden- und Holzstücke, flache Steine und dergl. Unter diesen hält man morgens Revision und wird mit dem Erfolge zufrieden sein.

Nur Tiere mit einem festen Panzer oder mit einem undurchdringlichen Federkleide können mit den Prozessionsraupen ungestraft nach Gutdünken schalten und walten. Der Kuckuck ist ein ganz besonderer Liebhaber dieser Tiere, die von anderen Vögeln verschmäht werden, so daß er also unter der befiederten Schar wenigstens beim Erwerb dieser Art von Nahrung keine Konkurrenz zu befürchten hat. Die äußerst giftigen Haare, mit denen die Raupen des Prozessionspinners (Cnethocampa processionea) bedeckt sind, schaden dem Gauch nicht im mindesten. Sie bohren sich in die harte, schwielige Haut, mit der sein Magen innerlich überzogen ist, ein und werden mit dieser, die sich von Zeit zu Zeit loslöst und von einer neuen ersetzt wird, ausgespieen.

Die Prozessionsraupe wird bis 30 mm lang, ist von einer bläulich grauen Hautfärbung, hat einen dunkeln Streifen entlang des Rückens und trägt auf jedem Ringe fünf Paar rotbraune Warzen mit langen, weißen Haarbüscheln. Die Tiere sind berüchtigt durch ihre schädliche

Gefräßigkeit und eben durch ihr Gift, berühmt aber durch die Art ihres geselligen Lebens, die ihr den Namen eingetragen hat.

Ende August oder Anfang September legt der weibliche Prozessionsspinner durchschnittlich 200 Eier zusammen an die Stämme von Eichen, wo sie überwintern und erst im Mai des folgenden Jahres die Räupchen liefern. Diese bleiben nicht bloß, wie die Raupen zahlreicher anderer Spinner und Tagfalter, während der ersten Hälfte oder während der ersten zwei Drittel ihres Daseins zusammen, sondern zeitlebens. Meist halten sich nur die zusammen, die einem Gelege entstammen, aber gelegentlich thun sich mehrere Geschwisterschaften zusammen und bilden größere, aus 800 bis 1000 Individuen bestehende Scharen. Manchmal lösen sich dann kleinere Trupps von der Masse wieder ab und leben für sich allein weiter.

Die jungen Raupen ruhen den Tag über bald hier, bald da an dem Stamm oder auf den Zweigen, besonders gern in den Astgabeln ihres Nährbaumes, später aber spinnen sie sich ein gemeinsames Nest, das sie nachts, um die belaubten Stellen aufzusuchen, verlassen, zu dem sie aber alle Morgen kurz nach Sonnenaufgang zurückkehren. Ihre Aus- und Einmärsche von und zu dem Neste führen sie in geschlossenen Heeressäulen aus. Ist die Gesellschaft nur klein, so folgen sich die Tiere im Gänsemarsch, ist sie aber zahlreich, so ordnen sie sich anders an. Sie bilden eine schmale Phalanx, die sich nach hinten hin wieder verjüngt. Vornweg marschiert

eine einzelne Raupe, der noch mehrere einzelne, oder gleich zwei zusammenbleibende folgen. Weiter nach hinten wird die Individuenzahl in einem Gliede immer bedeutender, bis ihrer etwa zwanzig nebeneinander marschieren, von wo an die Zahl nach hinten allmählich wieder abnimmt. Die ganze Gesellschaft verpuppt sich im Juni gemeinsam in dem Neste, nachdem sie sein Gespinst verstärkt hat.

Die führende Raupe ist kein bestimmtes Individuum, eine jede kann die leitende Stelle einnehmen, sie besitzt aber doch eine gewisse Art von Autorität, um es einmal so zu nennen. Macht sie Halt, so macht die ganze Schar Halt, schwenkt sie seitlich ab, so gehen ihre Nachfolger bis zu dem Punkte, wo das geschah, bevor sie ihre Marschrichtung gleichfalls entsprechend ändern. Es liegt hier ein merkwürdiges Beispiel des Geselligkeitsinstinktes vor.

Die Prozessionsraupe hat schon ganze Eichwaldungen verheert, aber glücklicherweise tritt sie selten in sehr großen Mengen auf und ist in ihrem Vorkommen ziemlich beschränkt.

Verrufener als durch seine Schädlichkeit den Forsten gegenüber ist das Tier durch seine giftigen Eigenschaften, die ihren Sitz in den Haaren und damit verbundenen, weiteren Hautapparaten haben. Diese „Brennhaare“ sind echte Schutzwaffen, und sie kommen auch noch bei den Raupen anderer Spinnerarten als bloß bei denen des Prozessionsspinners vor, wenn sie auch, da jene Raupen einzeln zu leben pflegen, in weniger gefährlicher Weise auftreten. Es sind spröde, abbrechbare, mit

Widerhaken versehene Dolche, deren hohler Innenraum mit einer, weit in den mit Blut gefüllten Leibesraum hineinragenden Hautdrüse zusammenhängt, gewissermaßen der zu einem Haar verlängerte Ausführungsgang derselben ist. Eine ausgewachsene Prozessionsraupe besitzt gegen 5000 solcher Drüsen, die einen giftigen, wesentlich aus Ameisensäure bestehenden Saft absondern.

Die Gesellschaften der Prozessionsraupen verlieren fortwährend Haare, so daß sie immer von einer Wolke dieser zarten, giftgeladenen Geschosse umgeben sind; es ist die Luft um sie mit einem giftigen, haarigen Staube erfüllt, und man handelt sehr klug, wenn man den wandernden Raupenscharen und den Nestgespinsten drei Schritte vom Leibe bleibt, oder, und das ist das allerverständigste, von diesen Tieren befallene Waldungen gar nicht betritt. Bei anderen haarigen Raupen bohren sich die Haare bloß bei unmittelbarer Berührung in die Haut des Berührenden ein, sie sind daher weit ungefährlicher. Der giftige Staub dringt namentlich auch in die Schleimhaut der Atmungswerkzeuge ein, gelangt tiefer und tiefer, berührt dabei unterwegs zahlreiche feine Nervenfäserchen und wird für Menschen und Tiere die Ursache einer abscheulichen Entzündung und schrecklicher Qualen. Zu Zeiten des Plinius benutzte man die Haare einer nahe verwandten, in den Mittelmeerländern heimischen Art (Cnethocampa pituocampa), die hauptsächlich auf Pinien lebt, um Hautkrankheiten damit zu heilen, Aussatz, Flechten und dergl., Hippokrates gab sie auch innerlich gegen Wassersucht. Man scheint

aber nebenher allerlei Unfug, ja Verbrechen mit diesem Giftstaube getrieben zu haben, wenigstens bedroht ein besonderes Gesetz, die lex Cornelia de sicariis nach den Pandekten die Apotheker im Falle leichtsinnigen Verkaufs der »Pitocampae« mit Strafen.

Außer dem Puppenräuber geht noch ein anderer deutscher Käfer, ein Aaskäfer (Silpha quadripunctata), den Raupen des Prozessionsspinners zu Leibe. Er ist ein Verwandter jenes Käfers, den wir im vorigen Monat als Schädiger der Runkelrüben kennen lernten, weicht aber von den anderen einheimischen Aaskäfern in seiner Färbung ab. Diese sind nämlich alle schwärzlich, pechfarben oder bräunlich (nur eine Art hat ein orangerotes Halsschild), die raupenfressende Art aber hat zwar einen schwarzen Körper, doch die Seitenränder des Halsschildes und die Flügeldecken sind bis auf je zwei hintereinanderstehende schwarze Punkte strohgelb.

Die Aaskäfer sind die allernächsten Verwandten der Totengräber (Necrophorus), schwarzer Käfer, meist mit orangeroter Zeichnung der Flügeldecken, entweder in Gestalt eines Saumes oder zweier Querbinden. Diese Tiere sind wegen einer sehr merkwürdigen Eigenschaft, die zu beobachten ich mir oft den Spaß gemacht habe, seit dem vorigen Jahrhundert, seit 1752, berühmt, seit den Tagen des Botanikers Johann Gottlieb Gleditsch (geb. in Leipzig 1714, gest. 1786), nach dem Linné eine Gattung (Gleditschia) ausländischer akazienartiger Bäume benannte.

Wenn man im Frühling oder Sommer, besonders

an einem schwülen, windstillen Tage, bei bedecktem Himmel die nicht zu frische Leiche eines kleinen Tieres, eines Maulwurfs, einer Maus oder eines Vögelchens auf lockere Erde, etwa auf ein Gartenbeet, auslegt, oder am besten an mehrere Stellen verschiedene, die man unter beobachtender Kontrolle hält, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ein, zwei, auch drei Pärchen der Käfer, je ein Männchen und ein dazu gehöriges Weibchen, nach einer geraumen Weile angeflogen kommen. Sie laufen, mit den geknöpften Fühlern wackelnd, auf dem kleinen Kadaver auf und ab, verschwinden auf kurze Zeit unter dasselbe, erscheinen wieder, aber endlich bleiben sie unter ihm. Nicht lange dauert es, so bemerkt man eine Bewegung an dem Körper des toten Tierchens, es scheint zu zucken. Aber das Leben ist unwiederbringlich verloren, seine eigenen Kräfte sind für immer dahin, die Bewegung ist rein passiv, und ihre Quelle sind die Totengräber. Es steht nicht allzu lange an, so sehen wir, wie seitlich unter dem verendeten Maulwurf, oder was für ein kleines Geschöpf es immer sei, Erdkrümchen hervorquellen, mehr und mehr. Nach und nach bilden sie einen kleinen Wall, den die Totengräber in ihrer stillen, grabenden Arbeit aufwerfen unter dem allmählich tiefer sinkenden Kadaver. Nach stundenlanger Thätigkeit der arbeitsamen Käfer ist es unter dem Niveau des Bodens versunken und wird darauf von ihnen mit Erde überdeckt, bis es ganz verschwunden und wirklich begraben ist. Jetzt legt die sorgsame Mutter ihre Eier an das kleine Aas, aus dem

weiße mit orangerot gezeichnete Larven hervorgehen, die es verzehren und bald damit fertig werden. Liegt das tote Tier auf einem zur Bestattungsarbeit ungünstigen Boden, so sollen es die Käfer, wenn es sich machen läßt, durch langsames Ziehen und Zerren — sie müssen durch ihren Eifer dabei ersetzen, was ihre Kräfte nur schwach vermögen — auf einen solchen bringen, der ihren Anstrengungen weniger mühsam zu überwindende Schwierigkeiten entgegensetzt. Durch dieses Verfahren sichern die Totengräber ihren Nachkommen ihr bißchen Brot, das sonst leicht einer Krähe, den allgegenwärtigen Fliegen oder konkurrierenden Käfern anderer Art ein bequemer Happen hätte werden können.

So gehören die Totengräber mit zu dem großen, in unserer Heimat wesentlich aus Kerbtieren bestehenden Corps der Wohlfahrtspolizei der Natur, dessen Thätigkeit nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Wie unendlich viel Gutes schaffen die kleinen Insekten auf diese Art, ohne daß die Mehrzahl der Menschen nur einen Begriff davon hat, und ohne daß man es diesen großen Wohlthätern auch nur im geringsten dankt. Auf dem Trockenen und im Nassen ist ihre Arbeit eine höchstens durch winterliche Kälte, die aber zugleich auch dem Verwesungsprozesse Einhalt thut, unterbrochene.

„Sobald, bemerken Kirby und Spence in ihrer unschätzbaren „Einleitung in die Entomologie“, das Leben den Leib irgend eines Geschöpfes verläßt, wenigstens eines solchen, das seiner Größe wegen leicht sehr schädlich wirken könnte, wird es von Myriaden von

Geschöpfen auf verschiedene Art angegriffen. Zuerst kommen die Stutzkäfer (Hister) und durchbohren die Haut. Dann folgen die Fleischfliegen; einige um gar keine Zeit zu verlieren, wie die gemeine Fleischfliege (Sarcophaga carnaria), legen ihre bereits ausgekrochenen Jungen darauf, andere (Musca Caesar) bedecken ihn mit Millionen Eier, aus denen innerhalb zweier oder dreier Tage Millionen Fresser hervorgehen. Man kann sich eine Vorstellung von der Eilfertigkeit dieser Tiere machen, wenn man ihre Anzahl, Gierigkeit und schnelle Entwickelung zugleich betrachtet. Ein Weibchen von Sarcophaga carnaria kann 20000 Junge zur Welt bringen, und die Larven mehrerer Fleischfliegen, wie seiner Zeit der Italiener Redi fand, werden in 24 Stunden soviel Futter verzehren und so schnell heranwachsen, daß sie ihr Gewicht um das Zweihundertfache vermehren. In fünf Tagen gelangen sie zu ihrer vollkommenen Größe und Gestalt, was ein merkwürdiges Beispiel von der Sorge der Vorsehung ist, sie zu dem ihnen angewiesenen Geschäfte geschickt zu machen: denn wenn eine längere Zeit für ihr Wachstum erforderlich wäre, so würde ihnen die Nahrung nicht hinlänglich sein, oder sie würden eine zu lange Zeit gebrauchen, um die Schädlichkeit zu entfernen. So sehen wir, daß Linnés Behauptung über die Schmeißfliege (Musca vomotoria), daß dreie von ihnen mit ihrer Nachkommenschaft ein totes Pferd so rasch verzehren würden, wie ein Löwe, nicht jeden Grundes entbehrt."

Was die Thätigkeit der Insekten als Aufräumer

schädlicher, verwesender, organischer Stoffe im Wasser anbelangt, so hat gerade Linné in dieser Hinsicht selbst Versuche angestellt. Er nahm zwei Gefäße mit faulendem, stinkendem Wasser, in dem einen ließ er sich zahlreiche Insektenlarven entwickeln, aus dem anderen fischte er sie heraus. Das mit Larven angefüllte Wasser wurde bald rein und geruchlos, das andere aber blieb, wie es gewesen war, stinkend. Wir hier in Leipzig jammern im Sommer oft über die Mückenqual, die in den zahlreichen Tümpeln, stehenden und schleichenden Gewässern unserer sumpfigen Auenwälder ihre günstigen Brutstätten finden. Wer weiß, welche Wohlthäter wir in den lästigen, kleinen Blutsaugern mit unserem Blute ernähren und wie sehr wir sie wieder herbeiwünschen würden, wenn uns das Sumpffieber durch und durch schüttelte, und wir das Gefühl hätten, daß der Tischler schon vor der Thüre stände um uns den letzten Rock anzumessen.

Nicht gering ist die Beteiligung der schlanken, mit verkürzten Flügeldecken versehenen Raubkäfer bei dem Wegschaffen von Aas, Kot und allerlei Unrat. Doch wesentlich sind es kleine, aber in ungeheurer Menge auftretende Arten, denen wir in dieser Hinsicht Dank zu zollen haben. Die größeren sind echte Räuber und wahre Tiger unter den Insekten.

Als ich einmal auf der Höhe des Erzgebirges in der Umgebung von Seifen herumschlenderte, zog ein halbeingetrockneter Fladen Kuhdung meine Aufmerksamkeit auf sich. Er lag auf einem sandigen Weg ungefähr ein Fuß weit von einem niedrigen etwa spannehohen oben

mit Gras bewachsenen Abhang. Das Gestrüpp und Geäste der Graswürzelchen bot einen wundervollen Unterschlupf für allerlei Getier, und ich ging daraufzu um einmal zu revidieren. Da sah ich, wie graue, etwa 20 mm lange Raubkäfer (Staphylinus nebulosus) in größerer Anzahl aus dem Faserwerk am Abhange hervorkamen und schnurstracks auf den Kuhmist losmarschierten, und wie andere von hier herkommende wieder auf dem Wege nach den Schlupfwinkeln waren. Die letzteren trugen, ausnahmslos, je einen der verhältnismäßig stattlichen, walzigen Dungkäfer mit roten oder schwarzen Flügeldecken (Aphodius fossor), die bei uns zu Lande und wohl überhaupt zu den ansehnlichsten ihrer Sippe gehören. Die wehr- und hilflosen Tiere waren fast so groß, gewiß aber schwerer als die sie wegschleppenden Räuber, die ohne große Mühe den für sie doch immerhin langen Weg zu den Graswurzeln zurücklegten. Ich sah wohl eine halbe Stunde zu, aber das Kommen und Gehen der Käfer nahm kein Ende, und auch die Vorratskammer schien an Dungkäfern unerschöpflich zu sein. Wie zahlreich diese im Mist und namentlich auch in der, von seiner Feuchtigkeit durchtränkten Erde unter ihm sein können, wußte ich, aber die vielen, hier zusammen gekommenen Raubkäfer, die zwar keiner seltenen Art angehörten, fiel mir auf. Ich machte mich also daran die von den Graswürzelchen durchsetzte Erde oben am Abhange näher zu untersuchen und fand etwas, das mich gar sehr in Erstaunen setzte. Totgebissene Dungkäfer lagen nämlich gruppen- oder ordentlich nester-

weise zusammen, und die Raubkäfer, etwa nur ein Dutzend an Zahl, waren eifrig beschäftigt immer neue herbeizuschaffen. Ich muß gestehen, ich habe keinen Begriff davon gehabt und habe ihn auch jetzt noch nicht, was dieses seltsame Manöver zu bedeuten hatte, habe auch nie von einer ähnlichen, sonst schon gemachten Beobachtung gelesen oder gehört. —

Kuhmist, Aas und allerlei Unrat einer-, und duftende Frühlingsblumen andererseits sind zwar sehr verschiedene Dinge, aber abgesehen davon, daß sie alle doch nur kurze Durchgangsstufen des Stoffes sind, stimmen sie auch noch darin überein, daß sie sämtlich, die einen so gut wie die andern, zahlreichen Tieren, besonders Insekten, Nahrung und Erquickung bieten.

Dort am Hügelfuße hin entlang des murmelnden Baches zieht sich ein anmutiger Pfad, der rechts nach aufwärts zu von einer blühenden Weißdornhecke und nach dem Wasser hin von einem Weidendickicht gesäumt ist.

Wenn irgendwo, dürfen wir hier eine ausgezeichnete Vertretung der Insektenwelt erwarten, und diese Erwartung wird in der That nicht getäuscht.

Auf den Weidenbüschen treiben sich zahlreiche Käfer herum, goldige, rot und blaugrün schimmernde, mit Sprungvermögen begabte Blattkäferchen, die wir schon im Januar aus ihren Winterquartieren hervorholten, und kleine gleichfalls sprungfähige Rüsselkäferchen (Orchestes) treiben neben ihnen ihr Wesen. Diese Käferchen haben eine bemerkenswerte Art für ihre Nachkommen zu

sorgen. Das Weibchen legt seine Eier einzeln ab und zwar an junge Blätter, die sich eben entfaltet haben. In der Mitte eines solchen Blattes nagt es aus der Mittelrippe von unten her ein kahnförmiges Stück aus, legt in die so entstandene Wunde ein Ei und deckt sie darauf mit dem ausgenagten Stück wieder zu. Die Larve erscheint binnen kurzem und frißt zunächst eine Zeit lang in dem Mittelnerv des Blattes fort, geht aber bald in das Parenchym über und macht hier zwischen der oberen und unteren Oberhautschicht des Blattes Gänge, die in dem Maße weiter werden, je älter die Larve wird. Schließlich macht sie sich, wenn die Zeit ihrer Verwandlung gekommen ist, am Ende des Ganges eine blasig aufgetriebene Kammer, in der sie sich verpuppt.

An jenen Weiden befinden sich auch noch zahlreiche andere, etwas größere Rüsselkäfer mit einem prächtigen, aber leicht abreibbaren grünglänzenden Schuppenkleid, das unter dem Mikroskope aus lauter schimmernden Edelsteinen zu bestehen scheint. Das sind Phyllobien, Blatt- oder Grünrüßler, deren es in Deutschland fast 100, nicht leicht zu unterscheidende Arten giebt, von denen manche durch Benagen der Knospen bisweilen schädlich werden. Wer sie sammeln will, darf sie ja nicht in Spiritus töten, denn dann leidet ihr duftiges Schuppenkleid und sie verlieren ihr schönes Ansehen. Man thue sie in ein mit feinen Papierschnitzelchen gefülltes Fläschchen, auf dessen Boden sich ein Stückchen mit Äther getränkten Badeschwammes befindet, und sie werden von ihrer Schönheit nichts einbüßen.

Zu ihrer Gesellschaft fügen wir noch einige Exemplare eines anderen Rüsselkäfers hinzu, die sich dort auf dem zwischen den Weidenbüschen wachsenden Wasserfenchel herumtreiben. Das sind sehr merkwürdige Tiere, wohl die merkwürdigsten Rüsselkäfer, die es in Deutschland giebt. Es sind Schmalrüßler (Lixus paraplecticus). Sie sind dunkelgrau und sehen gleichfalls wie beschuppt aus. Aber der Überzug, der sie deckt, ist ganz etwas anderes als das Schuppenkleid der Grünrüßler. Das letztere ist, so zu sagen, ein Körperteil der Käfer und ist es einmal abgerieben, so ist es unwiederbringlich verloren. Anders verhält sich die Sache bei unseren Schmalrüßlern. Ist der Überzug bei ihnen verloren gegangen, so ersetzt er sich wieder, solange die Tiere leben, denn er ist eine wachsartige, wohl erst an der Luft zu feinem Staub erhärtende Abscheidung kleiner Hautdrüsen.

Die Gestalt dieser Käfer ist durch das Mißverhältnis zwischen Länge und Breite sonderbar und für einheimische sehr ungewöhnlich: die erstere beträgt etwa 15, die letztere 2 mm. Die Larve lebt in den Stengeln des Wasserfenchels und nach einem, wie scheint noch aus dem Altertume stammenden Aberglauben soll sie, wenn sie von Pferden mitgefressen wird, bei diesen Lähmungserscheinungen hervorrufen, was dem Käfer den Beinamen paraplecticus eingetragen hat.

Noch andere, schöne Käfer finden sich auf den Pflanzen am Wasser besonders blaugrün-goldige, ansehnliche Blattkäfer, die in der Sonne schimmern wie Tautropfen (Chrysomela fastuosa, coerulea, menthastri,

Oreïna gloriosa u. s. w.), dann die Rohrhähnchen (Donacia), metallisch-glänzende Blattkäfer vom Habitus kurzfühleriger Bockkäfer und den Spargel- und Lilienhähnchen, die wir im vorigen Monat kennen lernten, verwandt und an Gestalt ähnlich, nur größer.

Auf der anderen Seite des Pfades finden sich an den Blüten des Weißdorns allerlei andere Insekten. Da thut sich der zu den Blatthornkäfern oder Fächerhörnern (Lamellikornieren) gehörige dicht grau beschuppte, etwa 12 mm lange Valgus hemipterus mit seinen stark nach außen gekrümmten Hinterbeinen eine Güte. Sein Weibchen hat einen langen Legstachel, mit dem es seine Eier in faulendes Holz praktiziert.

Neben ihm finden sich etwa ebenso große, schwarze Verwandte (Cetonia hirtella) und die weit größeren Goldkäfer (Cetonia metallica und aurata). Die Larven der Goldkäfer gleichen einigermaßen den Engerlingen der Maikäfer, und thatsächlich sind auch Gold- und Maikäfer nahe miteinander verwandt. Aber die Lebensweise der Larven jener ist eine ganz besondere. Man findet sie nämlich in den Bauten der roten Ameisen (Formica rufa), wo sie sich von den verwesenden Pflanzenstoffen ernähren, die sich in der Tiefe derselben finden. Hier verpuppen sie sich auch in sehr festen, aus Holzstoff bestehenden Hülsen. Es ist merkwürdig, daß die Ameisen, die sonst so ziemlich alles fressen, was zum Tier- und Pflanzenreiche gehört, diese fetten Larven in ihren Wohnungen unbehelligt lassen. Man hat wohl gesagt, sie seien übelschmeckend und daher gefeit den

Ameisen gegenüber. Das kann nicht sein, die Ameisen würden sie in dem Falle zwar nicht fressen, aber ganz gewiß doch töten und aus ihrem Neste herausschaffen.

Die Sache muß anders zusammenhängen, und ähnlich muß es auch mit den Larven jener walzenförmigen, schwarzen, mit rotgelben, doppelt schwarzgefleckten Flügeldecken versehenen Käfern (Clythra quadripunctata) stehen, die dort an der jungen Schwarzpappel in mehreren Exemplaren sitzen. Ein Nest der Waldameise kann nicht weit von hier sein, denn das ist die Wiege dieser Käfer, von der sie sich niemals weit entfernen. Hier leben die Larven in wunderlichen, festen Cocons, die sie sich ähnlich wie die Lilienhähnchen aus ihren eigenen Exkrementen verfertigen. Auch Fliegenlarven (z. B. vom Clitellaria ephippium) leben in Nestern der Ameisen, und wir wissen nicht, warum diese wehrhaften Amazonen gerade sie dulden. Gewiß werden sie irgend einen Nutzen von ihnen haben, denn in den Ameisenrepubliken treibt man eine rücksichtslose, selbstsüchtige, folglich gesunde Politik.

Von vielen bei Ameisen lebenden, ausgebildeten Käfern, Raubkäfern, Stutzflüglern u. s. w., ihre Zahl ist keine geringe, wissen wir allerdings, daß die Ameisen für den Schutz, den sie ihnen gewähren, einen greifbaren Dank in Gestalt von süßen, klebrigen Säften bei ihnen finden, den die Tiere ausschwitzen, und wie sie den leckermäuligen Ameisen über alles gehen.

Den schattigen Pfad auf und ab fliegen zahlreiche Schmetterlinge. Da haben wir dir liebliche Aurora

(Anthocharis cardamines), eines der reizendsten Kinder des Lenzes mit seinen weißen Flügeln, die Unterseite der Hinterflügel schön moosgrün marmoriert, die Vorderflügel mit schwarzer Spitze und beim Männchen mit großem, prächtig orangerotem Fleck. Anthocharis, — ein hübscher Name, ein wahrer Elfenname, denn auf Deutsch bedeutet er „die sich der Blumen Freuende". Dort mitten auf dem staubigen Wege ist durch Zufall Wasser verschüttet, vielleicht hat man hier aus dem nahen Bache ein durstiges Pferd getränkt. Die feuchte Stelle hat zahlreiche Tagfalterchen herbeigelockt, da sitzen sie ganz selbstvergessen und entrollen ihre Rüsselchen in dem nassen Schlamm und saugen behaglich an ihm, als ob es der schönste Honigseim sei. Eine Cousine der Aurora sehe ich dazwischen, auch eine Anthocharis ohne den orangeroten Fleck, die wir auf Deutsch prosaisch genug nach der Futterpflanze der Raupe den Resedafalter nennen, Linné nannte sie Daplidice nach einer der fünfzig Töchter des Danaos. Die meisten der bescheidenen Näscher an der kleinen Pfütze sind Bläulinge, reizende Geschöpfe, aber — wer hätte je einen häßlichen Schmetterling gesehen als etwa die flügellosen, spinnenähnlichen Weibchen mancher Spinner und Spanner!

Da kommt auch ein Pärchen der niedlichen Landkärtchen, Vanessa und zwar in diesem Falle levana, auf zackigen, rotbraunen, schwarzgefleckten Schwingen angeflogen. Wie sie umeinander herumgaukeln und einen anmutigen Liebesreigen in der Luft aufführen! Sie

werden, das liegt in der Schmetterlingsnatur, ihre Kinder nie kennen lernen, und wenn sie auch ihres Anblicks teilhaftig würden, sie könnten sie als Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute kaum erkennen, denn ihrer unmittelbaren Nachkommen Flügel sind fast schwarz mit weißer und gelblicher Zeichnung. Das ist die zweite, im Hochsommer fliegende Generation (Vanessa prorsa). Die alten Entomologen, die den Zusammenhang nicht kannten, glaubten es wären zwei verschiedene Arten und benannten sie dementsprechend, es handelt sich aber hier um eine Erscheinung des sog. Saisondimorphismus, um zwei zu verschiedenen Zeiten fliegende, wesentlich voneinander abweichende Generationen. —

Amors Netze, die schon im April ausgeworfen waren, werden auch im Mai weiter gesponnen, und warum sollten sie nicht?

Bis Philosophie die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Hält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe

so oder ähnlich heißt ja wohl der Schillersche Vers.

Also nur immer munter weiter geliebt, ihr trauten Tierchen, das müßt ihr thun, das ist recht eigentlich eure Lebensaufgabe, wenigstens bis dahin, daß die Philosophie obenauf ist, eine Zeit, die ich, Gott sei Dank, nicht erleben werde!

Verschiedene Fische, besonders die karpfenartigen, die in glücklicher Unkenntnis der Philosophie dahinvegetieren, sind beim Laichgeschäft. In hellen, lebhaften Bächen mit Sandgrund ist der muntere und beliebte

Gründling (Gobio fluviatilis) in Scharen ganz bei der Sache. Die Männchen haben auf dem Kopfe, auf dem Rücken und an den Seiten, wie so viele karpfenartige Fische, einen Liebesausschlag oder einen Hochzeitsgrind bekommen, und die Weibchen kleben ihre Eier an Pflanzen und Steine.

Auch die Uklei oder Laube (Aspius alburnus) sinnt jetzt auf Vermehrung. Es sind prächtige Dinger, diese Silberfischchen: in langem Zuge schwimmen sie im Sonnenschein nahe der Oberfläche des Sees dahin, friedlich und harmlos von Insekten sich ernährend, ab und zu schnellt sich hier und dort eine nach einer Mücke aus dem Wasser. Plötzlich stürzt sich ein Barsch unter die Schar, und nun schnellt sich die ganze Gesellschaft weithin aus dem Wasser, daß man meinen sollte, eine Nixe habe ein paar Hände voll Thaler aus der Tiefe hervorgeschleudert.

Zum Laichen suchen die Lauben, auch „Schneiderfische" genannt, nach Art vieler Weißfische unter lebhaftem Geplätscher die Stengel der im seichten Uferwasser wachsenden Binsen und Graspflanzen auf, „dann bemerkt man ein allgemeines Rauschen das grasige Ufer entlang, ein Hüpfen und Plätschern und ein Aufschäumen wie von geschlagener Seifenbrühe, von der Milch, die die Männchen an den von den Weibchen abgehenden Rogen abgeben. An Grasblättern, altem abgefallenen Laub, Stengelstücken und Steinen kleben überall die Rogenkörner." (Glaser.)

Wohlschmeckend ist das grätenreiche Fleisch der Uklei

nicht, und darin unterscheidet sie sich vom Gründling, aber gelegentlich hat sie eine nicht unbedeutende Rolle in der Modewelt gespielt, die sie, wie so viele andere Tiere sonstige Modenarrheiten der guten Menschen, mit dem Leben bezahlen mußte.

Im vorigen Jahrhundert, aber auch wieder Ende der fünfziger Jahre des unsrigen, wurden die Tierchen ihres Silberkleides wegen in ungeheuren Mengen gefangen. Der die Schuppen bedeckende Silberstoff besteht aus mikroskopischkleinen, glänzenden, länglichen, an den beiden schmalen Seiten schräg abgestutzten Plättchen, die aus Kalk und sog. Guanin, einer eigentümlichen, organischen Verbindung, zusammengesetzt sind. Diese Plättchen erleiden durch Ammoniak, das die übrigen tierischen Stoffe, in denen sie eingebettet sind, auflöst, keine Veränderung; wenn man sie daher mit Ammoniak von den Fischen abspült, gehen Oberhautschuppen, Schleim u. s. w. verloren, sie aber bleiben als eine reine Masse, als sog. Essence d'Orient zurück.

Diese Thatsache wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem französischen Rosenkranzmacher, Namens Jaquin, entdeckt, der die Essence d'Orient zur Bereitung künstlicher Perlen benutzte. Die Masse, der als Klebmittel etwas aufgelöste Hausenblase beigemengt ist, wird auf die Innenseite hohler Glasperlen gebracht, die dadurch einen schönen, dem der echten Perlen ähnlichen Glanz erhalten. —

Im Mai schreiten nun auch die letzten einheimischen Vögel zur Brut, und Igel, Spitzmäuse und Garten-

schläfer paaren sich, während Fischottern, Maulwürfe und Eichhörnchen kleine Familie bekommen. Unter den Lurchen kommt die Liebe über die Wassersalamander oder Tritonen, über die Geburtshelferkröte und über den großen Wasserfrosch.

Die Männchen der ersteren erhalten ein weit lebhafteres, prächtiges Farbenkleid, und der ausgezahnte Kielsaum des Rückens und Schwanzes wächst bedeutend. Es ist ein hübscher Anblick, wenn ein stattlicher Kammmolch (Triton cristatus), mit dem Flossensaum zitternde Wellenbewegungen ausführend, um ein Weibchen herumschwimmt. Die Weibchen bauen eine Art von Nest, indem sie an den Wasserpflanzen kleine Blattpartieen zu kleinen Paketen zusammenballen, denen sie die Eier einzeln anvertrauen.

Die Geburtshelferkröte oder der Feßler (Alytes obstetricans) lebt für gewöhnlich auf dem Lande in teilweise selbst gegrabenen Löchern und an anderen versteckten Orten. Das Männchen, das wesentlich kleiner als das Weibchen ist und jetzt sein helles Stimmchen laut erschallen läßt, wickelt sich die Schnüre der befruchteten Eier um die Hinterbeine und sucht ein sicheres Versteck auf. Nach etwa zehn Tagen geht er mit der Last seiner Nachkommenschaft in das Wasser, und hier verlassen die jungen Kaulquappen in sehr kurzer Zeit die Eier.

Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß, soweit bei Fischen und Lurchen eine besondere Art der Brutpflege überhaupt auftritt, es fast ausnahmslos die

Männchen sind, die sich der Nachkommenschaft annehmen.

Musterväter und Mustergatten! Beneidenswerte Gattinnen! Ist es nicht so, meine freundliche Frau Leserin? —

Aber auch die Weiber unserer gewöhnlichen Frösche sind beneidenswerte Gattinnen, wenn auch die Männer sich nicht der Kinderzucht annehmen. Oder wäre es etwa nicht beneidenswert die schöne, laue Mainacht lang mit Inbrunst und Beharrlichkeit angesungen zu werden von trefflichen Troubadouren? Und was schadet es denn groß, wenn die Liebesdichter aus der Rolle fallen und wohl einmal ein politisch', ein garstig' Lied anstimmen, wie im Froschmäusler bei der Wahl des Storchs zum König:

Ja, ju, ja, jo,
Wir haben's befohlen also.
Vivat Rex, vivat, vat Rex, Rex,
Er soll sein unser Rex und Lex.

Die Frösche sind hochgradig verliebter Natur, haben viel Temperament und sind im Punkte der süßen Minne nichts weniger als kaltblütige Geschöpfe. Wenn man seine Hände mit frischem Froschlaich einreibt und sie dann in ein Wasser hält, in dem es viele Froschkavaliere giebt, kann man ihrer genug herbeilocken, die durch den Geruch verleitet anfangen den von Liebeszauber duftenden Händen ihre Anträge zu machen.

Seit je haben die Frösche einen humoristischen Eindruck auf die Menschen gemacht, und das liegt in ihrer

eigenen, mit völliger Harmlosigkeit gepaarten, folglich rein äußerlichen Menschenähnlichkeit. Wären sie nächtlich schleichende, giftige Tiere, so würden sie gerade wegen ihrer Menschenähnlichkeit als doppelt unheimliche Wesen angesehen werden. Auf den Punkt, in dem die Frösche den Menschen, den einen mehr, den anderen weniger, übrigens am meisten gleichen, achten die meisten Leute indessen gar nicht, — er ist nämlich das einzige Wirbeltier, das außer uns Waden hat.

Ein alter, erfahrener Wasserfrosch hat mir einmal, es war in meinen Wanderjahren und zwar in Holland, wo es Frösche neben den Voltairschen „canaux, canards, canaille“ genug giebt, großes Vergnügen bereitet. Die südholländischen Bauern haben die löbliche Gewohnheit, die verreckten Schafe, Hunde u. s. w. einfach in ihre Wassergräben zu werfen. Nach geraumer Zeit steigen dann die Kadaver in dem Maße, wie sich Gase in ihnen entwickeln nach oben, bis sie schließlich mit einer ihrer Breitseiten aus dem Wasser hervorragen. Auf solch' einem Aase sah ich nun eines Tages einen gewaltigen Frosch, einen ehrwürdigen Patriarchen, sitzen, der hier in der allerbequemsten Weise Fliegen fing, die von dem duftenden Schafsleichnam in Masse angelockt wurden. —

Und nun — das Vogelleben erst im Wonnemond! Es hat seinen Höhepunkt erreicht, höher geht es nicht mehr. Draußen schallt es und klingt es von Busch und Baum, vom Himmel herab und von der Steinhalde herüber, und im ganzen übrigen Jahre werden nicht so viele Kanarienhähne flüchtig und von ihren Besitzerinnen

und Besitzern in den Tagesblättern steckbrieflich verfolgt wie in diesem Liebesmonat. Die armen Schelme! sie unternehmen eine hoffnungsvolle Brautfahrt und wie enden sie meist? Die Dichter fallen unter die Gassenbuben-Kritiker, unter die Spatzen, die wie in der Regel andere Kritiker auch nichts vertragen können, was mehr leistet und besser aussieht als sie selbst und werden jämmerlich zu Tode gezaust!

Die letzten unserer Sommergäste aus der Vogelschar folgen dem großen Schwarm, halten ihren Einzug und kehren zurück aus den afrikanischen oder südeuropäischen Winterquartieren. Der schon gebührend gewürdigte Wiedehopf, der Ziegenmelker, die Fliegenfänger, der Pirol, die Rohrdrossel und die Teichsänger, der Schnärz und der Kampfhahn. Eine gemischte Gesellschaft, wesentlich nur in einem Punkte, in der aus weichen Insekten und Würmern bestehenden Nahrung, wie sie im Laube der Bäume und Büsche, im Schilfe und auf weichem Moorboden genügend erst der Mai zeitigt, einander ähnelnd.

Außer dem Wiedehopf machen sich noch zwei andere eingewanderte Afrikaner bei uns breit, der eine in Auen, Parks und Gärten, der andere, kreischend vor Lebenslust in unseren Städten: der Pirol ist es und die Mauerschwalbe. Wie dem Wiedehopf sieht man beiden, ich möchte sagen, das Ausländische ordentlich an.

Die Gattung der Pirole umfaßt 24 Arten, die über ganz Afrika einschließlich Madagaskar und über ganz Indien östlich bis zur Insel Flores verbreitet sind. Nordwärts gehen bloß zwei Arten über den 35° n. Br. hin-

aus. Im Westen der alten Welt findet sich bis Südschweden, aber nicht in England unser gemeiner Pirol (Oriolus galbula) und im Westen bis zum Amur und bis auf die nördlichen Inseln des japanischen Archipels der indische (Oriolus orientalis).

Die Pirole sind bemerkenswerte Vögel, besonders durch die Färbungsunterschiede nach Geschlecht und Alter. Die alten Männchen sind sehr bunt, meist rot oder orange oder gelb und schwarz. Die unserer Art sind lebhaft dottergelb mit schwarzen Flügeln und schwarzen, an der Spitze wieder gelben Schwanzfedern und einem schönen, korallenroten Schnabel. Das buntscheckige Kleid hat zu einer wunderlichen und wie scheint schon recht alten Sage Veranlassung gegeben. Darnach kämen die Jungen stückweise aus den Eiern, und würden die Stücke von den Alten mittelst eines, herba Julia genannten Krautes, vereinigt. Als kräuterkundig gilt auch der Wiedehopf: er kennt die Blätter, die dem Blinden auf die Augen gelegt, die Sehkraft wiedergeben, er weiß, wie schon Aelian berichtet, die Springwurz zu finden, vor deren Berührung sich alle Schlösser und Riegel öffnen müssen.

Der weibliche Pirol und das junge Männchen im ersten Jahre sind oben graugrün, unten schmutzig weiß mit bräunlichen Schmitzen, auch die Schwanz- und Flügelfedern sind grünlich und graulich. Es ist eine merkwürdige, wenn auch für den Liebhaber von Stubenvögeln schmerzliche Thatsache, daß die jung aus dem Neste genommenen Männchen, die sich sehr gut eingewöhnen,

niemals das schöne Kleid der Alten im wilden Zustande erhalten, sondern zeitlebens die kindliche Färbung bewahren.

Während der Wiedehopf in seinem Nestbau den Mistfinken und Dreckhahn nicht verleugnet, ist der Pirol auf diesem Gebiete einer der größten Meister in unserer Vogelwelt. Er ist ein Korbflechter. Das von ihm verfertigte Korbnest hängt mit zwei seitlichen Henkeln in der Gabel an dem Ende eines Astes, nach meinen Erfahrungen mit besonderer Vorliebe einer Pappel, Birke, Erle, Ulme oder Obstbaumes. Niemals habe ich es auf einem Nadelbaum oder auf einer Eiche bemerkt, obwohl ich in den Auen der Thüringer Saale und der Ilm viele Pirolnester zu sehen Gelegenheit hatte. Die Stelle, an der das Nest befestigt ist, wird so gewählt, daß kein kletterndes Raubtier zu ihr gelangen kann, oft aber so, daß das Nest bei einigermaßen heftigem Winde sehr stark hin und her schwankt. Man muß sich manchmal wundern, daß die 4—5 weißen, sparsam schwarzgefleckten Eier oder die Jungen nicht herausgeschleudert werden.

Will man den Vogel beobachten, den man im ganzen mehr hört als sieht, so muß man früh bei der Hand sein, denn von 6 Uhr morgens an hält er sich im Laube möglichst versteckt. Selten nur geht er auf den Boden.

Das Männchen pfeift, singt kann man nicht wohl sagen, wundervoll und dem Texte nach, den das deutsche Volk seiner Melodie untergelegt und verschiedenen Namen nach, die es ihm gegeben hat, könnte man den

Pirol den Vogel des Gambrinus nennen. Er fordert auf: „Bier holen, austrinken, mehr holen“, hält es aber dabei mit dem Wirte „hast de gesoffe, bezahl a.“ Kaum ein deutscher Vogel hat so viele und teilweise so altertümliche Namen wie der Pirol, die größtenteils tonmalend sind. Im mittleren Deutschland führt er besonders die Biernamen: Bierhold, Bierolf, im nordwestlichen Witterwall in mannigfachen Variationen, auch Weihrauch, im nordöstlichen Schulz von Bülow, von Therow oder von Milau. Ein sehr altertümlicher Name ist Bruder Berolf und „pruoder piro“ beim alten Konrad von Megenberg (anno 1349), der außerdem behauptet, der Vogel lebe von der Luft und würde doch fett dabei. Schade, daß er das Rezept zu diesem Kunststück nicht den Dorfschulmeistern hinterlassen hat! Nach der Farbe heißt der Pirol auch Golddrossel, Goldamsel, nach der Zeit, in der man ihn am meisten hört Pfingstvogel, nach seiner Lieblingsnahrung Kirschvogel, Kirschdieb 2c. Die Meinung, es bedeute für den Nachmittag Regen, wenn er am Morgen viel pfeife, findet ihren Ausdruck in der Benennung Regenkatze. Aus alledem kann man entnehmen, daß sich das Volk mit dem Vogel seit je viel beschäftigt hat.

Merkwürdigerweise ist das nicht der Fall mit der noch viel auffallenderen, weil ungleich häufigeren Turmschwalbe (Cypselus apus) gewesen, die überhaupt in vielen Dingen einen Gegensatz zum Pirol bildet. Dieser ist einer unserer propersten Vögel, sie einer unserer schmutzigsten, der von inneren und äußeren Schmarotzern

wimmelt. Hält sich der Pirol verborgen, so tritt sie um so mehr in das öffentliche Leben. Im nächsten Monat werden wir sie besser kennen lernen.

Ein Verwandter der Turmschwalbe, der gemeine europäische Ziegenmelker (Caprimulgus europaeus) — in Spanien kommt eine zweite Art (Caprimulgus rufigularis) hinzu — ist wahrscheinlich auch ein erst in ziemlich neuer Zeit eingewanderter Südländer. Die ganze Familie ist wesentlich tropisch und besonders südamerikanisch, wenn sie auch mit Ausnahme Neuseelands und einiger entlegener Inseln des Stillen Ozeans Vertreter auf der ganzen Erde hat. Auch ihn wollen wir im nächsten Monat eingehender würdigen.

Unsere einheimischen fünf Vertreter der großen, über 280 Arten umfassende und nur in Amerika fehlende Familie der Fliegenschnepper (Muscicapidae) sind auch wahrscheinlich erst später bei uns eingewanderte Tierchen.

Die übrigen im Anfang des Mai, frühestens am Ende des April aus dem Süden zu uns zurückkehrenden Zugvögel, dürfen wir wohl als alte Ureinwohner Europas ansehen, die erst in dem Maße, wie der Unterschied der Jahreszeiten sich herausbildete, nach und nach aus Standvögeln, Strich- und endlich Wandervögel wurden. So die Rohr- und Schilfsänger.

Die Dickichte der Sümpfe und der See- und Teichränder, die leider, leider, auch immer mehr in Deutschland abnehmen, beherbergen eine sehr eigenartige Tier- und namentlich auch Vogelwelt. Hier finden sich nicht

bloß Rohr- und Schilfsänger, sondern auch die Rohrdrossel, die Rohrammer, die Bartmeise und die kleine Rohrdommel.

Die Rohrdrossel (Calamoherpe turdoides) wird zu Unrecht eine Drossel genannt, denn sie steht den Grasmücken und der Nachtigall weit näher. Sie ist etwas kleiner als ein Star und gleicht in der Farbe ziemlich der Nachtigall, nur ist ihr Schwanz mehr grau und weniger rotbraun.

Der Gesang der Rohrdrossel ist zwar sehr laut, aber doch nicht derart, daß ihr Namen wie Sumpf-, Fluß- und Schilfnachtigall von rechtswegen zukämen. Hätte ich das Tier zu taufen gehabt, ich würde es Froschrohrsänger genannt haben, denn es hat entschieden von seinem Nachbar, dem Teichfrosch, seinen quakenden Gesang gelernt, oder ihn wenigstens nach der Musik dieses Meisters eingerichtet. „Karre, karre, kitt, kitt" geht es Tag und Nacht in den ungeheuren Schilfwaldungen Hollands. Interessant ist es den Vogel singen zu sehen, und bei dieser Gelegenheit kann man ihn noch am besten beobachten, weil er sonst sehr unruhig ist und sich versteckt hält. Er sitzt beim Singen sehr aufrecht, sein Kehlgefieder spielt lebhaft auf und nieder, ein aufgeregtes Erzittern geht in raschen Folgen über seinen ganzen Körper und Flügel und Schwanz zucken schnell auf und ab.

Meist wird man die Rohrdrossel nur mittelbar gewahr an den Bewegungen der Schilfspitzen an den Stellen, wo sie gerade klettert. Das versteht sie meister-

lich und in ganz besonderer Art, denn sie läuft eigentlich mehr an den Rohrstengeln hinauf, als daß sie klettert, indem sie dabei einen Fuß vor den andern setzt. Ihre Füße mit ihren langen, scharfkantigen Nägeln erleichtern ihr das Geschäft sehr.

Schilf und Rohr ist des Vogels Welt, und er setzt sich wohl nie auf einen Baum, gelegentlich aber auf einen am Wasser stehenden Weiden- oder Erlenbusch. Nur selten habe ich ihn oberhalb der Sumpfdickichte in kurzen, flachen Bogen fliegen sehen, am häufigsten noch unmittelbar nach seinem Eintreffen, wenn er sich mit einem andern Vogel seiner Art, entweder verliebt mit einem Weibchen oder eifersüchtig mit einem Nebenbuhler jagte.

Die Rohrdrossel baut ein sehr kunstreiches Nest, indem sie meist ein tiefes, korbartiges Geflecht so im Schilf anlegt, daß eine Anzahl Stengel durch seine Wandung hindurchgeht. Der ganze Bau ist sehr fest und meist in ziemlicher Höhe angebracht, daher ein etwaiges, plötzliches Steigen des Wassers nur in den wenigsten Fällen gefährlich werden kann. Die Höhlung des Nestes ist oben etwas enger als unten, so daß die Eier und die Jungen, auch wenn starker Wind die Rohrfläche peitscht, nicht herausfallen können. Die Kleinen verlassen das Nest schon, bevor sie fliegen können, und klettern mit großer Geschicklichkeit in dem Schilfe herum, und es ist mir nie gelungen eins zu fangen, zumal es sehr schwer, oft genug sogar unmöglich ist in dem unentwirrbaren, die Hände und das

Gesicht blutig schneidenden, Sumpfdickicht vorwärts zu kommen.

Die übrigen Teich- und Rohrsänger gleichen meist in ihren Lebensgewohnheiten der Rohrdrossel. Der nur 16 cm lange Schilfsänger (Calamodus phragmitis) ist aus vielen Gegenden Deutschlands, in denen er einst häufig war, verschwunden. So war er sehr gemein am Schwansee bei Weimar nach Erfurt zu, den Herzog Karl August 1795 austrocknen ließ, ebenso an dem kurz vorher trocken gelegten Hermannsfelder See bei Meiningen und an dem vor ein paar Jahren verschwundenen salzigen See bei Oberröblingen. Er ist ein äußerst unruhiger Vogel und in hohem Grade an das Leben im Schilf angepaßt. Durch seine Gestalt eignet er sich vortrefflich zum mauseartigen Huschen und Kriechen durch das Schilfdickicht, in dessen dem Boden am nächsten befindlichen Teilen er sich mit besonderer Vorliebe herumtreibt, so daß man ihn noch seltener zu sehen bekommt als die Rohrdrossel. Ihm ähnelt in der Lebensweise, besonders in der großen Schlupffähigkeit sehr der gewöhnliche Rohrsänger (Acanthocephalus aquaticus), nur daß er noch viel geschickter zu klettern versteht, wobei ihn, ähnlich wie die Baumläufer noch der angestemmte Schwanz unterstützt.

War der Teichfrosch der Gesanglehrer der Rohrdrossel, so hat der Rohrsänger, aber weit mehr noch der Heuschreckensänger (locustella) von der Heuschrecke gelernt. Wer das Tier nicht kennt und zum erstenmale seine schnurrende, schwirrende Stimme hört, wird nimmermehr

glauben, daß sie von einem Vogel und nicht von einem großen, grünen Grashüpfer herrührt. Zu diesem Lehrmeister passen auch die Aufenthaltsorte des Schülers weit besser, die sich nicht in Rohrwaldungen, sondern auf sumpfigen, hin und wieder mit Binsen bewachsenen Wiesen finden.

Der alte englische Naturforscher Pennant (geb. 1728, gest. 1792) gab dem Vögelchen den Beinamen locustella (Heuschreckchen), abgeleitet von locusta (Heuschrecke).

Einst hallten stellenweise in unserem Vaterlande die Rohrwaldungen wieder von dem fröhlichen Krips! Krips! anderer Schilfvögelchen, der wunderschönen Bartmeisen, der Alten und der Jungen der ersten Brut. Jetzt scheint das allerliebste Tierchen in Deutschland nicht eigentlich ausgerottet, aber durch die Trockenlegung zahlreicher stehender Gewässer und besonders durch den Herbstschnitt des Rohres verdrängt zu sein. Kaum vielleicht, daß noch irgendwo im Nordwesten ein entlegener Winkel ein oder das andere Pärchen beherbergt. Wohl findet sich das Vögelchen noch in England und Holland, hier besonders an der Maasmündung und in sumpfreichen Gegenden des südöstlichen Europas.

Die Bartmeise (Panurus biarmicus) ist — gar keine Meise, sondern der einzige europäische Vertreter einer kleinen, im übrigen auf das Himalaya-Gebirge beschränkten Vogelgruppe, deren nächste Verwandten in unserer Fauna etwa einerseits die Heckenbraunelle, andererseits die Wasseramsel sein dürften. Gestalt und Wesen des Tierchens sind allerdings meisenähnlich, be-

sonders erinnert es wegen seines 10 cm langen Schwanzes — der eigentliche Körper mißt nur 9 cm — an die Schwanzmeise. An die Meisen erinnert auch seine, ihm wie allen Schilfvögeln eigene große Kletterfähigkeit. In der Farbe weichen Männchen und Weibchen nicht unwesentlich von einander ab. Das erstere ist an Kopf und Genick mohnfarben, am Hals und auf dem Rücken zimmetbraun, an der ganzen Unterseite aber schneeweiß. Das Charakteristischste aber ist ein schwarzer Schnurrbart, dessen beide Hälften von den Schnabelwinkeln 5 mm lang herabhängen, wodurch die Physiognomie des harmlosen Vögelchens etwas Sarmatenhaft-Verwegenes erhält. Das Weibchen hat ein kürzeres Schwänzchen, weit mattere, mehr verwaschene Farben und nur eine kaum wahrnehmbare Spur des Schnurrbärtchens.

Im Nestbau spricht sich der Charakter des, in Thüringen übrigens früher Rohrmeise genannten Vögelchens, als eines Bewohners der Schilfwaldungen sehr schön aus. Das Nest gleicht einigermaßen dem der Rohrsänger; es besteht aus zusammengeflochtenen Rohrblättern, die um einige Rohrstengel gewunden sind und ist inwendig mit sehr zarten Pflanzenstoffen, den männlichen Blüten des Schilfes, der Wolle der Silberpappel, Kätzchen und dergl. ausgefüttert.

Während des Sommers bekommt man die Vögelchen selten zu Gesicht, weil sie sehr versteckt leben, aber im Herbst oder Winter, wenn sie mit ihren Jungen der ersten und zweiten Brut vereinigt umherstreifen, trifft man gelegentlich auf ein Trüppchen. Sie scheinen ziem-

lich weit umher zu reisen, mit einer gewissen Neigung zum Süden. Dann erscheinen sie auch bisweilen in Deutschland, z. B. wohl von Holland übertretend in Westfalen.

Der in gewissem Sinne volkstümlichste Schilfvogel ist die Rohrammer (Emberiza schoeniclus), da sie als Rohrspatz im Sprichwort lebt, und doch werden nur wenige, die vom schimpfenden Rohrspatz reden, einen gesehen haben. Sie sieht allerdings im männlichen Geschlechte dem Haussperling auffallend ähnlich, doch sind ihre Farben lebhafter, und ist im Frühling und Sommer nicht bloß ihre Kehle, sondern der ganze Kopf schwarz. Männchen und Weibchen sind ähnlich verschieden wie beim gemeinen Spatz. Ich glaube übrigens, daß das Volk in dem schimpfenden Rohrsperling zwei Vogelarten zusammenwirft, eben die hier in Rede stehende Ammer, der Färbung des Gefieders halber und die Rohrdrossel wegen ihres lauten, anhaltenden Geschwätzes.

Die Kletterfähigkeit teilt die Rohrammer mit andern Schilfvögeln, aber nicht die Kunst zierliche Nester zu verfertigen. Sie legt ihr Nest auch nicht im Schilfe an, sondern in der Nähe des Wassers tief in einen Busch, unter bloßgewaschenen Weidenwurzeln, in einer dichten Binsenstaude und an ähnlichen Orten.

Ein echter Rohrvogel in jeder Beziehung, in Kletterfähigkeit, Nistart und Färbung ist der kleine Rohrdommel (Botaurus minutus), einer der wunderlichsten einheimischen Vögel. Sein 40 cm langer Körper ist seinem Aufenthaltsorte in jeder Beziehung prächtig angepaßt. Der

Rumpf ist schmal und seitlich stark zusammengedrückt, so daß das Tier sich mit Leichtigkeit schlüpfend durch das Schilf bewegen kann. Die Nägel, besonders die der Hinterzehen sind groß und stark gekrümmt, und die Zehen selbst sind lang, so daß der Vogel die Rohrstengel fest und sicher umfaßt. Beim Klettern und Sitzen sind die Beine in den Fersen eingeknickt, und die Längsachse des Körpers wird parallel zu der Richtung der umfaßten Schilfhalme gehalten. Wird das Tier von einer wirklichen, oder glaubt es sich von einer vermeintlichen Gefahr bedroht, so hält es sich stockstill, und seine Färbung gleicht durch gelbe, braune und grünliche Tinten der des umgebenden Rohrdickichts so ungemein, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, ihn auch nur aus einer Entfernung von wenigen Schritten wahrzunehmen.

Sein zwischen den Uferpflanzen gut verstecktes Nest verfertigt der kleine Rohrdommel aus Schilf und belegt es mit 4 bis 5 rundlichen, grünlichen Eiern etwa von der Größe der Taubeneier. Die Jungen verlassen das Nest, bevor sie fliegen können und klettern ebenso geschickt wie die Alten im Geröhricht herum.

Der kleine Rohrdommel ist eine Duodezausgabe des großen. Der große Rohrdommel (Botaurus stellaris) ist auch ein echter Schilfvogel, aber freilich zu gewichtig und schwer, als daß er im Pflanzengewirr herumzuklettern vermöchte wie sein kleiner leichter Vetter, hat er doch eine Länge von 72 cm. Seine Jungen, die das Nest kurz nach dem Auskriechen verlassen, sind aber sehr geschickt in solchen Steigekünsten.

Auf dem Rücken ist der Vogel rötlich gelb mit dunkelbraunen Querflecken, auf der Unterseite lehmfarben mit dunkeln Längstropfen.

Das Tier hat vielerlei deutsche Namen, die meist auf seinen Aufenthaltsort und auf seine Stimme Bezug haben, so z. B. Moorochse, Rohrbrüller, Moosrind, Mooskuh — im südlichen Deutschland ist Moos so viel wie Moor — Erdbull, Rohrpumpe u. a. m. Die Stimme, die bloß die Männchen im Frühling erschallen lassen, ist aber auch sehr wunderlich! ein dumpfes, dabei aber weitschallendes, in stiller Nacht auf eine halbe Stunde hin vernehmbares Wumpuhuh! das der Vogel mehreremale hintereinander ausstößt. Er soll sich die sehr erweiterungsfähige Kehle voll Wasser pumpen, dann den Schnabel in den Sumpf und Morast stecken und das Wasser mit großer Gewalt wieder ausstoßen, wodurch jenes dumpf polternde Geräusch zustande kommen soll. Es ist nicht etwa eine neue Beobachtung, daß der Rohrdommel so verfahre, vielmehr eine uralte Geschichte, der aber auch schon seit länger als hundert Jahren widersprochen wird. Ein gewisser Otto, seiner Zeit kein unnamhafter Naturforscher, behauptet, ein Individuum, das er in Gefangenschaft gehalten und dem kein Wasser zur Verfügung gestanden habe, hätte so gut wie seine Kameraden draußen in den Sümpfen brüllen können. Wenn das sich wirklich so verhält, und ich habe nicht größere Ursache, an der Wahrhaftigkeit Ottos zu zweifeln, als auf die Worte anderer Beobachter zu schwören, dann gehört die schöne Erzählung von der

Wasserorgel der Rohrpumpe in das Reich der Fabeln und der zahllosen Jagdgeschichten.

Die wunderliche Stimme, der unheimliche Aufenthaltsort und die nächtlichen Gewohnheiten des Vogels, eines echten Genossen der Irrlichter und Nixen, haben selbstverständlich völlig genügt, ihm in den Augen des Volkes etwas Gespensterhaftes zu verleihen. Sein Ruf ist unheilbedeutend.

Der große Rohrdommel ist ein träger Geselle, der es so lange wie möglich vermeidet, bei drohender Gefahr aufzufliegen. Er benutzt zunächst dieselben Kniffe wie sein kleinerer Vetter und alle Reiherarten und hält sich still und bewegungslos an einer Stelle, dabei duckt er sich in die Knie, reckt seinen dickbefiederten Hals senkrecht in die Höhe, so daß er eine nach und nach sich verjüngende Fortsetzung des Körpers zu bilden scheint, läßt die halb geöffneten, innen lehmgelben Flügel herabhängen, und nichts scheint an ihm zu leben als seine roten, wie Rubinen funkelnden Augen.

Es ist nicht ohne Gefahr, dem Vogel in dieser Stellung mit bösen Absichten zu nahen, denn er ist ein tapferer Bursche, der sich kühn zur Wehre setzt und seinen langen, geraden, sehr spitzen Schnabel vortrefflich zu Stößen nach den Augen zu benutzen versteht.

Sein Nest baut der große Rohrdommel auch aus Schilf, aber locker auf dem Boden liegend, wobei er so vorsichtig ist, es mit Fasern an benachbarte Rohrstengel lose zu befestigen und gewissermaßen zu verankern, so daß es bei etwa eintretendem Hochwasser nicht

fortgerissen wird und abtreibt, sondern sich schwimmend an Ort und Stelle hält.

Der Vogel lebt von allerlei Wassertieren, auch von Wassermäusen und Fröschen, die sich ihm, wenn er ruhig wie ein alter Pfahl am Wasser sitzt, unbefangen nähern und die er mit einigen blitzschnell geführten Schnabelstichen tötet. Er ist einer der Fabrikanten sogenannter Sternschnuppen wie sein Vetter, der graue Reiher. In sumpfreichen Gegenden findet man im Frühling gelegentlich, besonders am frühen Morgen auf dem Rasen eigentümliche, gallertartige Massen — in der Nacht herabgefallene Sternschnuppen, sagt das Volk. Das sind sie freilich nicht, sie sind entweder Klumpen der außerhalb des Wassers vegetierenden Nostokalge oder die Eierstöcke von Froschweibchen. Das in diesen enthaltene, die eigentlichen schwarzen Eier umgebende Eiweiß besitzt nämlich die Fähigkeit, durch Aufnahme von Feuchtigkeit außerordentlich aufzuquellen. Hat nun ein Rohrdommel oder ein Reiher ein Froschweibchen verschlungen, so quillt das Eiweiß in ihren Magen, sprengt den Leib des Frosches, macht selbstverständlich den Vögeln große Beschwerden, es wird ihnen ganz elend und übel, Brechneigung stellt sich ein, und mit großer Mühe würgen sie die „Sternschnuppe" zum Schnabel heraus.

Auch manche Raubvögel lieben den Aufenthalt in den Rohrdickichten der Sümpfe, und wählen hier ihre Niststätten, so im Nordosten der alten Welt die Sumpfohreule (Asio brachyotus) und in den ausgedehnten Schilfwaldungen Polens und Galiziens der Uhu. Der

typische, deutsche Sumpfraubvogel ist aber der Rohrweih (Circus aeruginosus), der wie alle Weihen auf dem Boden und zwar im Schilfe brütet. Diese Nistweise ist die Ursache davon, daß die Weihen später als unsere anderen, auf Bäumen oder in Felsen, und Mauerlöchern horstenden Raubvögel zur Brut schreiten, nämlich erst jetzt im Mai, wenn das Schilf und die anderen Bodengewächse hoch genug sind, die Niststätte beobachtenden Blicken zu entziehen.

Der Schnärz (Crex pratensis) ist zwar kein Schilfvogel, überhaupt kein eigentlicher Sumpfvogel, liebt aber den Aufenthalt auf dem Boden und ist ein nächtliches, versteckt lebendes Tier. Nirgends habe ich ihn häufiger beobachtet, wenigstens gehört als in den Saalauen bei Jena, in denen allenthalben sein „Schnerp, Schnerp" die ganze Nacht hindurch ertönt. Man glaubt, es müßten ihrer Hunderte vorhanden sein, überschätzt aber ihre Zahl. Sie haben im hohen Grase und im Getreide weithin sich erstreckende Pfade, gewissermaßen Wechsel, wie die Hasen, auf denen sie, da sich ihnen keine Hindernisse entgegenstellen, sehr schnell hin und her laufen und ihre Stimme bald hier bald dort erschallen lassen, so daß sich jeder einzelne gewissermaßen verzehnfacht.

Der Vogel, der auch Wiesenknarrer und öfters noch, wenn auch sinnlos, Wachtelkönig genannt wird, da es nur zufällig ist, wenn er unter wandernden Wachteln angetroffen wird, verfügt außerdem über andere Stimmmittel, indem er wie eine Katze schnurren kann, was zahme thun, wenn man sie in der Hand hält. Es macht

den Eindruck, als wenn die Töne aus dem Bauche des Vogels kämen.

Man bekommt das Tier nur selten und fast nur zufällig zu sehen, wenn es einmal von einem Hund aufstöbert wird, oder wenn ihm beim Mähen des Grases oder beim Schneiden des Sommergetreides die Arbeiter zu nah auf den Leib rücken. Der Schnärz fliegt nur sehr ungern und er weiß wohl weshalb, denn so gut er auf den Beinen ist, so wenig kann er sich auf seine kurzen Flügel verlassen. Gleichwohl ist er ein Zugvogel, der uns im September verläßt und im Mai wieder bei uns eintrifft. Die meisten Individuen scheinen in Südeuropa zu überwintern und das Mittelmeer gar nicht zu kreuzen, um so weniger als sie im Herbst sehr fett sind. Als ein ausgesprochener Bodenvogel ist der Schnärz auch ein Erdbrüter. Seine Nahrung besteht wesentlich aus Insekten und Würmern, nebenher auch aus Sämereien.

Ein echter Sumpfvogel ist ferner der Kampfhahn (Machetes pugnax), der gegenwärtig meist in der Nähe der Seeküste, aber nicht unmittelbar an ihr wohnt. In früheren Zeiten, als Mitteldeutschland noch ausgedehnte Moräste und Sumpfflächen besaß, war er auch hier keine Seltenheit. Der Kampfhahn, der in manchen Gegenden auch den Namen Tanztaube und hin und wieder den zwar sehr bezeichnenden, aber gewiß nicht volkstümlichen „Renommist" führt, ist in manchen Beziehungen, besonders im männlichen Geschlecht ein originelles Geschöpf.

Er ist etwa so groß wie eine mittlere Haustaube,

aber hochbeinig. Beim Weibchen ist die Färbung auf dem Rücken bräunlich grau mit dunkleren Flecken, die Kropfgegend und der Hals sind grau, die übrige Unterseite ist weiß. So ist sie auch bei den Männchen, und hier befindet sich die einzige Partie des Gefieders, das bei allen Individuen gleich gefärbt ist, alle anderen variieren individuell ganz außerordentlich. Auch ist ihr Hochzeitskleid von dem, das sie während des Herbstes und Winters tragen in hohem Grade, wenn auch weniger in der Farbe als in der Form- und Größenentwickelung gewisser Federn verschieden.

Wenn die männlichen Kampfhähne im Mai auf ihren Brutstätten erscheinen ist ihr Gesicht nackt und mit gelben Warzen bedeckt, die um so dichter stehen, je älter der Vogel ist, und nichts sind als in der Entwickelung gehemmte Federn. Vor der Kehle herab hängt ein Kragen, der aus weichen, fein zerfaserten und am freien Ende lockig eingekrümmten Federn besteht, die in der Mitte des Kragens am längsten sind und nach den Seiten hin kürzer werden. Wenn die Tiere eintreffen, so haben diese Federn noch nicht ihre bedeutendste Größe erreicht, was erst 14 Tage später der Fall ist. Bei der Herbstmauser erscheinen statt der Gesichtswarzen Federchen und geht der Kragen verloren.

Das Wunderbarste an der ganzen Erscheinung ist aber, daß es vielleicht nicht zwei männliche Kampfhahnmännchen giebt, bei denen die Färbung der Kragenfedern ganz dieselbe ist. Ich habe reinweiße Kragen gesehen, weiße mit gelblichen, bräunlichen, gräulichen

Rändern, mit dunkleren oder helleren Querbinden oder Längsflecken, ebenso gezeichnete gelbliche und bräunliche, heller oder dunklere, rein schwarze mit grünlichem oder violettem Glanze. Die Mannigfaltigkeit der Farben ist eine unendliche, und wenn sich auch zwei Kragen außerordentlich ähnlich sehen können, völlig gleich sind sie nie, ein kleiner Unterschied ist immer an ihnen vorhanden.

Diese Ungleichartigkeit der Färbung bei gleichalten und gleichgeschlechtlichen Individuen einer Art ist bei wilden Tieren überaus selten — in unserer einheimischen Fauna findet sie wohl nur noch beim Feuersalamander statt — so häufig man sie bei Haustieren antrifft. Die Kragenfarbe, die Mutter Natur einmal einem dieser wunderlichen Ritter verliehen hat, behält er zeitlebens, mit jeder neuen Frühlingsmauser zeigen sie dieselbe Färbung wieder. Ganz alte Hähne haben an der Spitze und entlang der Oberkante des Oberschnabels häufig knotenartige Verdickungen der Haut, die im Herbst gleichfalls verschwinden.

Ich bezeichnete die Vögel als „Ritter", und sie verdienen den Namen so gut, wie sie den der Kampfhähne verdienen. Es giebt wohl keine Tierart, die gleich merkwürdige Turniere aufführt, denn Kämpfe ausfechten ist nicht die rechte Bezeichnung für die Sache, wie diese interessanten Gesellen.

Nachdem die Tierchen die alte Heimat bezogen haben, fliegen sie am nächsten Tage, sobald der Morgen graut, zu jenen Stellen, die ihnen im vorigen und früheren Jahren und ihren Vorfahren vielleicht schon vor Jahrhunderten zu Kampfplätzen dienten.

Der erste Hahn, der erscheint, trippelt erwartungsvoll auf dem Plane auf und ab, bald stellt sich ein zweiter ein, und alsobald beginnt der Kampf. Beide Duellanten nähern sich einander in gebückter Stellung und scheinen mit nach dem Boden zugesenkten Schnäbeln auf der Erde eifrig etwas zu suchen. Das ist eine Finte, der sich auch die kämpfenden Haushähne bedienen. Jetzt sind jene beiden dicht zusammengeraten und springen flatternd aneinander in die Höhe, packen sich bei ihren Kragen und bei den Schnäbeln, stoßen sich nach den warzigen Fechtmasken im Gesichte, — die Sache gewinnt ein sehr gefährliches Ansehen, aber das Einzige, was dabei geschieht, ist, daß etwa ein Paar Federn herumstieben, zu Blutvergießen kommt es nicht. Immer mehr Hähne erscheinen auf dem Kampfplatze und immer mehr Paare sind im Zweikampf engagiert. Auch die Damen stellten sich ein, sehen aus der Ferne zu und gehen ab und zu mit einem der Ritter zu verliebter Tändelei beiseite, ein festeres Gattenband scheint die Geschlechter nicht zu vereinigen, bei ihnen herrschen die vorurteilslosen Anschauungen der sog. freien Liebe.

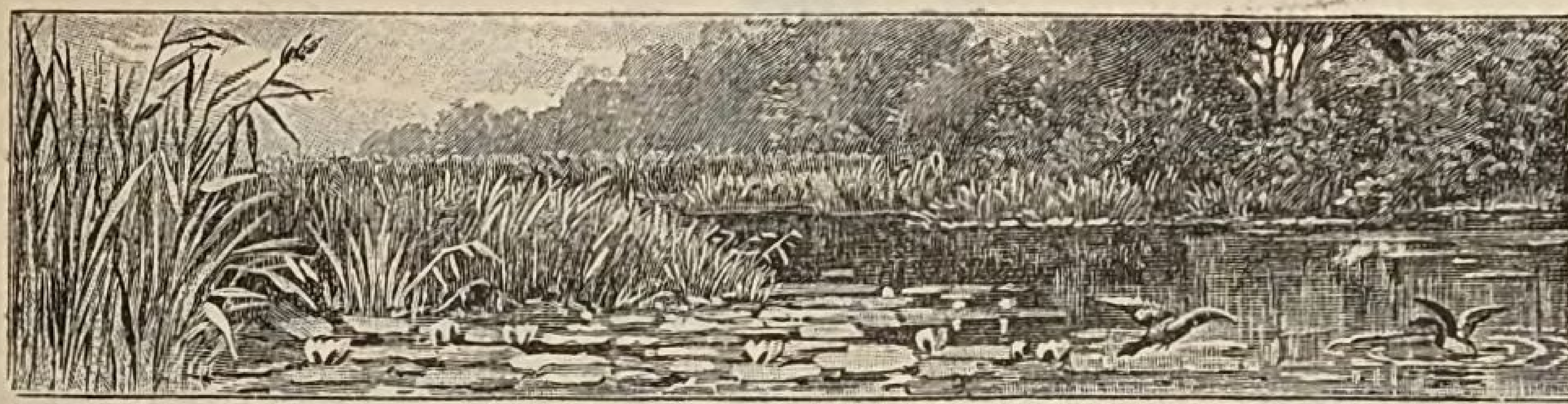
Sobald die Weibchen anfangen zu legen, womit sie etwa 14 Tage bis 3 Wochen nach ihrer Ankunft beginnen, verlaufen sich die Hähne und die 1 bis 3 Quadratmeter großen Kampfplätze stehen verlassen, und nichts erinnert an die Heldenthaten vergangener Tage als der zusammengetretene Rasen und einige herumliegende und in die feuchte Erde eingestampfte Federchen. —

Auch der Ziemer (Turdus pilaris) schreitet in einem

Teil der vorhandenen Exemplare erst im Mai zur Brut, nachdem andere Drosselarten und auch verschiedene andere Individuen ihrer eigenen Art schon lange Eier, oder sogar bereits Junge haben. Das ist eine bemerkenswerte Thatsache. Der Ziemer dringt aus dem einsamen Norden in das bevölkerte, stark von der Kultur beleckte Mitteleuropa vor. Die zuletzt eingewanderten Individuen stecken noch in den Überlieferungen der alten Heimat, wo sie, durch klimatische Verhältnisse genötigt, erst spät im Jahre brüteten und wo sie unbeachtet vom Menschen dicht beieinander auf dem Boden nisteten. Bald aber passen sich die Fremdlinge den veränderten Lebensverhältnissen in der neuen Heimat an, sie beginnen 14 Tage früher mit der Brut, sind, durch Erfahrung gewitzigt, menschenscheuer geworden und legen ihre Nester höher in den Bäumen und Sträuchern und in größerer Entfernung von einander an.

Durch den Umgang mit den Menschen werden so viele von Haus aus arglose Tiere mißtrauisch und sie thun wohl daran, wenn es auch just kein schönes Zeugnis für den „Herrn der Schöpfung“ genannt werden kann, daß seine Mitgeschöpfe durch ihn dazu gezwungen werden.





VI. Juni.

Der „Heumond" ist eigentlich für den einheimische Lebewesen sammelnden und beobachtenden Durchforscher und Freund der Natur die schönste Zeit im ganzen Jahre. Fauna und Flora sind jetzt am mannigfaltigsten, üppigsten entwickelt. Herrliche, duftreiche Sommertage und besonders herrliche, duftreiche Sommernächte, in denen König Oberon sein mächtiges Scepter schwingt, und es sich ganz erschließt, das Reich der Feen und der Elfen!

Wie manche süße Zauber-Juninacht habe ich, als ich noch jung war, draußen am Busen der Natur verlebt und verträumt und in ihrem geheimnisvollen Walten geschwärmt und geschwelgt! Nebelhafte Wesen ahnte ich um mich herum, mehr, als daß ich sie sah, rätselhafte, unerklärbare Töne vernahm ich — wahrlich, es war eine andere Welt, in die ich mich versetzt glaubte.

Gute und schlimme Geister treiben sich umher und sind allenthalben bei der Arbeit, — der Kampf um das Dasein, der nur mit dem Tode aufhört, tobt auch in

der lauen, so friedlich scheinenden Sommernacht in unheimlicher, schrecklicher Gestalt.

Vom Ufer des nahen Sees schallt das dumpfe „Wumbuhu“ der Rohrdommel, von der Wiese im Thale tönt der Ruf des Wachtelkönigs, und hinter uns aus dem Walde schnurrt es sanft und leise: orre, örre, orre!

Das ist ein männlicher Ziegenmelker, der sein Weibchen lockt.

Der Ziegenmelker ist das schönste und am meisten ausgeprägte unserer einheimischen Nachttiere, das mit der Dämmerung keinen Kompromiß eingeht, wie die Eulen und Fledermäuse; bevor er seine Thätigkeit zu entwickeln beginnt, muß es völlig Nacht sein. Dabei ist er aber kein moroser Finsterling, er liebt gerade die hellen Nächte, in denen die Mondscheibe silbern und groß am Himmel steht.

Schweigen herrscht um uns. Das sanfte, blaue Himmelslicht übergießt Wald und Feld und Wiesen mit geheimnisvollem Scheine. Fern im Westen verrät ein schwacher Purpurschimmer noch die Stelle, wo die Allerhalterin, die Sonne, sank. Drüben im Grund, nach dem See zu, liegt eine weiße Nebelbank über dem sumpfigen Bach und zieht sich nach dem nahen Waldrande hinauf. Hoch, ernst und schwarz ragen die Wipfel der Fichten aus den sich ballenden, weißen Schleiern.

Zwei dunkle Vogelgestalten schweben vom Walde her zu dem Heidefleckchen vor uns, lautlos und schattenhaft lösen sie sich von der Nebelwand und beginnen seltsame, gaukelnde Flügelspiele zu entwickeln, in ver-

liebtem Scherze sich jagend um die alte, verwitterte, gipfeldürre Eiche, die sich einsam mitten aus dem Heidekraut, dem Brombeergestrüpp und den, dunkel wie Tiere hockenden Wachholderbüschen erhebt. Wieviel Pärchen der Ahnen und Urahnen dieser beiden Vögel mögen den greisen Baum schon umschwirrt haben! Er wird nicht mehr so viel Pärchen der Enkel, wahrscheinlich keines mehr der Urenkel erleben, denn er ist eben alt, grau und gebrechlich und schon längst ein Dorn im Auge des Försters.

Schade, schade! denn mit ihm entschwindet die Lebensquelle von Hunderten von Arten und Tausenden von Individuen der Tierwelt dieses Stückchens Erde! Was fragen Zeit und Wechsel des Lebens, was fragen ihre geschäftigen Werkzeuge, Hitze und Kälte, Sturm und Regen, Wetterstrahl und Hagelschlag, und vor allem, was fragen die rücksichtslosen Hände des selbstsüchtigen Menschengeschlechts danach?

Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Es ist eine wunderbare Sache um das Nachtleben, oder besser, um das Dämmerungsleben der Tiere, denn eine oberirdische Nacht ist niemals völlig dunkel. Unter dem Fittig der Finsternis beleben laufende, kletternde, kriechende und fliegende Räuber Wald und Feld auf Wegen und auf Stegen, spüren und schleichen ungesehn umher, und nur ab und zu verrät ein heiserer Schrei ihrer Schlachtopfer ihre lichtscheue Thätigkeit.

Freilich, auch unzählige, friedfertige, die Honigquellen

duftender Blumen und Blüten, das zarte, taufrische Laub der Kräuter, Sträucher und Bäume liebende und suchende tierische Werkzeuge des Stoffwechsels und Durchgangsstationen des Stoffes entfalten nachts ihre Thätigkeiten. Es ist eine, vielleicht müßig scheinende, aber doch nicht gedankenlose Frage die Frage: wer paßte sich zuerst an ein Leben in der Dunkelheit an, wer suchte zuerst unter ihrem Schleier selbstsüchtige Neigungen in ruhig bescheidener oder in stürmisch kecker Weise zu befriedigen? Der kühne, thatkräftige Räuber, der ahnungslose Schläfer überfällt, oder der schwache, wehrlose Friedensfreund, dem der wilde Daseinskampf des Tages zu grimmig tobte und der glaubte, im nächtlichen Dunkel sicherer und fröhlicher leben und genießen zu können?

Ein wunderbarer Zug ist vielen nächtlichen Tieren gemeinsam: der verhängnisvolle Trieb und die unwiderstehbare Sucht, auf künstliche Lichtquellen zu und in die Flammen zu fliegen. Fledermäuse, Eulen und Nachtschwalben thun das nicht, und wenn sich die letzteren, wie das oft geschieht, in den Anlagen der Städte abends in der Nähe der Gaslaternen und elektrischen Lampen zeigen, so verfolgen sie hier die durch das Licht angelockten Insekten. Ich glaube, daß die am besten an das Nachtleben angepaßten Tiere sich am wenigsten durch künstliches Licht werden bethören lassen. Tagtiere, die, wie manche Zugvögel auf der Wanderschaft, ihre Thätigkeit nur ganz ausnahmsweise in die Nacht verlegen, sind weit flammentoller als echte Nachttiere.

Noch eine merkwürdige Eigenschaft, gewissermaßen in aktivem Gegensatz zu dem passiv empfundenem Einflusse des Lichts, besitzen verschiedene nächtliche Geschöpfe, bei uns allerdings nur einige wenige: die Fähigkeit, selbstthätig zu leuchten!

Es hat lange gedauert, bevor ich die ersten leuchtenden Tiere in voller Lebensthätigkeit zu sehen bekam, denn in einem wohlgeordneten Haushalte liegen Kinder zu der Stunde, in der der nächtliche Reigen der lebenden Fackelchen beginnt, schon in ihren Betten.

Ich glaube, ich war dreizehn Jahre alt, als ich an einem wunderbaren Spätabend im Juni auf dem Heimwege von Tiefurt nach Weimar in dem Laubwalde, der das Webicht heißt, zum erstenmale Johanniskäferchen fliegen sah. Der Eindruck, den diese stellae volantes, „fliegende Sterne“, wie Plinius sie nennt, auf mich machten, ist mir unvergeßlich und wird mir unvergeßlich bleiben, aber er wäre doch wohl noch größer gewesen, wenn ich von dem Dasein dieser wundervollen Insekten vorher keine Ahnung gehabt hätte. Der Unterricht, den Kinder in der Naturkunde erhalten, und tüchtige, einschlagende Bücher, die man ihm zu lesen giebt — ich schwelgte damals in der Lektüre von Hermann Wagners Schriften, von Masius „Naturstudien“, Tschudis „Tierleben der Alpen“ und Henry Consciences „Blätter aus dem Buche der Natur“ — haben unbedingt einen äußerst günstigen Einfluß auf ihre geistige Entwickelung, aber — die Schattenseite haben sie doch: eine unbefangene, naive Auffassung

mancher Naturerscheinungen geht dabei verloren. Die Vorteile überwiegen freilich bei weitem den kleinen, unbedeutenden Nachteil.

Die in Mittel-Thüringen, wenigstens bei Weimar vorkommende Art der Johanniskäferchen ist der „glänzende Leuchtschwanz" (Lampyris splendidula), im männlichen Geschlecht ein unscheinbares, 8—9 mm langes graubraunes Tierchen mit dünnen, biegsamen Flügeldecken und einem flachen, verbreiterten, an den Seiten durchscheinend gelblichen Brustschilde. Das Weibchen ist larvenförmig, hat weder Flügel noch Flügeldecken und ist infolgedessen an den Boden gebunden, wo es, im Grase auf den Besuch eines Männchens wartend, sein verräterisches Lichtchen sanft leuchten läßt. Die Weibchen und die gleichfalls Leuchtvermögen besitzenden Larven sind eigentlich das, was das Volk Johanniswürmchen nennt. Auch die Puppen und die Eier entwickeln Licht.

Bei den ausgebildeten Tieren sind die beiden letzten, hellgelben Ringe der Sitz der Leuchtquelle. Sie sind zusammengesetzt aus dünnwandigen Kapseln, vielseitig gegeneinander abgeflachten Zellen mit teils durchsichtigem, teils trübkörnigem Inhalte, wie Fett. In diesem Organ verzweigen sich zahlreiche, feinste Luftröhrchen, so daß die Sauerstoffzufuhr zu ihnen eine bedeutende sein muß. Außerdem treten an die Zellen feine Nervenendigungen, unter deren Einflusse bei langsamer Oxydation des Inhaltes jener das Licht sich entwickelt. Die Larven sind Fleischfresser und grimmige Feinde kleiner

Schneckenarten, in deren leergefressenen Gehäusen man sie oftmals findet. Es kommt in Deutschland noch eine andere, größere Art der Leuchtkäfer (Lampyris noctícula) vor.

Außer diesen Käfern haben wir bloß zwei weitere einheimische Landtiere mit Leuchtvermögen — die deutschen Meere bergen noch verschiedene leuchtende Formen, das süße Wasser keine — nämlich einen Tausendfuß (Scolioplanes crassipes) und einen Regenwurm (Lumbricus foetidus, der stinkende Regenwurm), aber beide kommen weit seltener zur Beobachtung, als Johanniskäfer.

Den Tausendfuß untersuchte ein französischer Forscher, Dubois, aber auf deutschem Grund und Boden, nämlich bei Heidelberg, und das Tier dürfte wohl allenthalben in unserem Vaterlande gefunden werden.

Die ersten Exemplare dieser Tausendfußart, die Dubois sah, liefen in einer trockenen, mäßig warmen, mondscheinlosen Nacht in einem kleinen Thale frei über einen, von Gemüsebeeten umgebenen Feldweg; weitere fand er unter Haufen zusammengeworfenen, modernden Kräuterichs an den Seiten des Weges und unter faulenden Blättern in einem benachbarten Hopfenfelde. Beim Durchwühlen dieser pflanzlichen Reste sah man hie und da kleine leuchtende Kugeln und Flecke. Berührte man sie, so blieb ein leuchtender Stoff hängen, und niemals suchte man vergeblich in ihrer Nachbarschaft nach einer Scolioplanes crassipes. Die über den Weg laufenden Individuen konnte man aus einer

Entfernung von zehn Schritten noch recht gut erkennen, und ihr grünliches Licht war so stark, daß man beim Scheine eines einzigen Tausendfußes Druck und die Zahlen einer Taschenuhr deutlich zu unterscheiden vermochte. Das Licht hatte seinen Sitz im Körper der Tiere selbst, dann aber auch in punktartigen, dicht beieinander liegenden, aber doch nicht zusammenhängenden Körperchen, die die Tausendfüße auf einer, mehrere Centimeter langen Strecke auf ihrem Wege hinter sich ließen und die nach 10—20 Sekunden erloschen.

Die Materie, an der es haftete, fand sich teils in der zarten, das Innere des Darmes überziehenden Haut, teils in kleinen Drüsen der Körperoberfläche.

Bei der betreffenden Regenwurmart, oder bei den Regenwurmarten, denn es dürfte mehrere, gelegentlich Licht entwickelnde geben, scheint der leuchtende Stoff gleichfalls in Hautdrüsen seinen Sitz zu haben, wenn er nicht etwa fremder Natur ist und aus leuchtenden, an den Würmern beim Kriechen durch modernde Pflanzenreste haften gebliebenen Bakterien besteht, die bekanntlich in verwesenden, vegetabilischen Substanzen keineswegs selten sind. —

Im Juni ist die Hauptflugzeit unserer größten und schönsten Nachtinsekten: die duftenden, blumenreichen Stauden der Nachtviolen und die mit blühendem Jelängerjelieber überwachsenen Hecken und Lauben sind umzittert von den unglaublich rasch fliegenden, unsteten Schwärmern, die, ohne sich zu setzen, vor den Honigquellen so schnell rüttelnd, daß man die Bewegung ihrer

kräftigen, langen, zugespitzten Flügelpaare nicht sehen konnte, in der Luft sich halten und ihre lange Rüsselspirale zu dem köstlichen Nektar hinabstrecken.

Wie manche bittere Enttäuschung erlebten wir, meine Kameraden und ich, wenn wir als Tertianer in der Anlage am Reithause, drunten beim weimarischen Schlosse, mit unseren Netzen auf dem abendlichen Schmetterlingsfange waren. Vor uns rauschte leise die Ilm, hinter uns im Westen, nach Erfurt zu, zuckte das Wetterleuchten. Triumphruf: „Jetzt hab ich aber einen.“ Neidische Fragen: „Wo? was für (wir oder richtiger, „mir“, sagten „vor“) einen?“ Vor Aufregung zitternde Antwort: „Wenigstens einen Ligustter (nämlich -schwärmer)!“ Höhnisches Frohlocken, wenn sich das herrliche Beutestück als eine ganz gemeine Gammaeule (Plusia gamma), höchstens als ein Messingeulchen (Plusia chrysitis) herausstellte. Doch in der nächsten Minute ging es dem einen oder dem anderen der schadenfrohesten Lacher nicht besser, denn die unbestimmte Dämmerung täuscht gar sehr und läßt die vor den Blumen schwirrenden Insekten noch einmal so groß erscheinen, als sie wirklich sind.

Während der Dämmerung durchbrummen auch zahlreiche Käfer die Luft: auf Feldwegen und Triften summen uns in zahlloser Menge die männlichen Brachkäfer liebeslüstern um die Ohren, während ihre Weiber auf dem Boden, im Grase tief versteckt, hocken bleiben. Den Höhlungen der alten Lindenbäume entflieht der schöne, dunkelbraune, die einen sagen, wie Aprikosen,

die anderen, wie Juchtenstiefeln duftende Eremit (Osmoderma eremita), in der Nähe von Lohgruben läßt sich der schwerfällige Flug des Nashornkäfers vernehmen, aus ihren Eichenlöchern wagten sich prächtige Bockkäfer, allen voran der Held (Hammaticherus heros), der Mulm- und der Lederbock (Ergates faber und Prionus coriarius) hervor, sämtlich Tiere, beim Hören von deren Namen die Augen der sammelnden Knaben funkeln, und bei deren Anblick das junge Volk in so große Aufregung gerät, daß zehn gegen eins zu wetten ist, daß es vergeblich Jagd auf sie machen wird. So war es wenigstens zu meiner Zeit, da den Buben Glacéhandschuhe, Sommerüberzieher, Regenschirme und vollends Überschuhe, damals nannte man sie noch „Galoschen“, unerhörte, tief verachtete Dinge und kennzeichnende Utensilien des Weichlings waren.

Doch

— wenn ich vergang'ner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Teure, die der Tod entrissen.

Wieder träume ich mich 36 Jahre zurück. Es ist an einem herrlichen Sonntagvormittag gegen Ende Juni. Ich bin mit meinem Freunde Andreas Sabinin, genannt der Hahn, dem nun auch schon seit Jahren verstorbenen Sohn des damaligen russischen Probstes in Weimar, abermals auf dem Mittelwege im Webicht, und Mutter Natur zeigt uns Stellen aus ihrem großen Buche, köstlichen Text mit unübertrefflichen Bildern.

Und wahrhaftig, so kleine Helden wir auch auf dem Gymnasium sind, wo wir als kollegiale Geister und treue Nachbarn die letzte Bank der Obertertia zieren, wir können schon in diesem Buche lesen und verstehen, teilweise wenigstens, auch das, was wir lesen.

Wir lesen von wunderlichen Fliegen, von denen eine da vor uns eine Elle hoch über dem Boden an einer Stelle in der Luft steht, ohne daß wir fast ihrer Flügel und deren Schwingungen gewahr werden. Wir sind schon seit einigen Minuten in der Lektüre dieses Paragraphen der historia naturae specialis vertieft und können uns nicht darüber klar werden, was das Tier mit diesem seltsamen Manöver eigentlich für Absichten verbindet. Der eine von uns hebt rasch die Hand, um eine zudringliche, graue Regenbremse, die sich frecherweise an seiner Nase zu schaffen macht, zu verscheuchen. Die plötzliche Bewegung bemerkt das von uns beobachtete Insekt, es erschrickt und macht eine seitliche Schwenkung, um, einen Fuß weit von der früheren Stelle, das alte Spiel zu wiederholen. Jetzt fangen wir sie, es gehört Geschick dazu, aber wir sind gar geübte, netzkundige Jäger. Sie summt ärgerlich im Netze. Hilft ihr nichts; wir kriegen sie bei einem Flügel zu fassen, und das tiefe Summen des Ärgers geht in das schrille Sausen der Angst über.

Fürchte nichts, kleine Elfenschwester, grausam waren wir nie, aber neugierig sind wir, darum komm, lasse dich betrachten! Was du für ein hübsches Geschöpfchen bist! Etwas warm angezogen für den heißen Sommertag,

denn du hast das Brustschild und den eirunden Hinterleib mit einem dichten Fuchspelz bedeckt; deine im übrigen glasigen Flügel sind an der Basis und am Vorderrande braun, und du legst sie nicht, wie die Stubenfliege, nebeneinander auf den Rücken, wenn du ruhst, sondern hältst sie wagerecht in Winkeln von fast 90° nach außen vom Körper abstehend. Aber was hast du da vorn am Kopfe für eine wunderliche, gerade, schwarze Borste, fast so lang, wie du selbst bist? Aha, das ist dein Saugrüssel. Der sieht freilich anders aus wie bei den Schmetterlingen, dient aber doch auch zum Aufschlürfen von Blumenhonig. Nun wissen wir schon, was du bist: du bist eine Schwebfliege, und zwar von der Art, die die Wissenschaft Bombylius major nennt.

Wenn uns das Tierchen nur genaue Nachrichten über seine sonstige Lebensweise geben könnte. Man weiß zwar allerlei davon, aber man weiß es nicht mit wünschenswerter Sicherheit. Die legebedürftigen Weibchen fliegen den Weibchen wilder, Pollen eintragender Bienenarten nach, treiben sich daher auch gern an trockenen, steinigen Stellen herum, wo jene ihre Nester haben. In diese schleichen sie sich ein, wenn die Bienenmutter abwesend ist, — denn bei den betreffenden Formen leben die Weibchen einsam ohne hilfreiche Arbeiterinnen und müssen alles, Zellenbau und Brutpflege, allein besorgen, — und legen ihre Eier in die fertigen Zellen. Die ausschlüpfenden Larven fressen zunächst das Ei oder, wenn sie schon vorhanden ist, die Larve der Biene, nehmen als untergeschobene Wechselbälge ihren Platz

ein, lassen sich von der ahnungslosen, unfreiwilligen Pflegerin mit Blütenstaub und Honig füttern, bis sie erwachsen sind und die Biene die Zelle oben zumacht, wie sie es thut, wenn eins ihrer eigenen Kinder darin ist. Die Fliegenpuppe scheint in dem Bienenneste zu überwintern und im nächsten Frühjahr das ausgebildete Insekt zu liefern.

Eine verwandte, aber ganz kurzrüsselige Fliegenform, die Mohrenfliege (Anthrax morio), ist von sehr schwankender Größe, 5—13 mm lang, von schwarzer Färbung und mit in der unteren Hälfte schwarzen, sonst glasigen Flügeln und kommt in der Umgebung meiner Vaterstadt Weimar bloß in dem Garten des Lustschlosses Belvedere vor. Hier ist auch die einzige Stelle, wo in jener Gegend die zur Aufnahme ihrer Kuckucksbrut verdammte Bienenart sich findet. Das ist die großlippige Mauerbiene (Megachile muraria), ein sehr schönes, in Mitteldeutschland seltenes Insekt, das im Mörtel alter Mauern oder in sehr weichem Gestein nistet, im Belvedere-Garten in dem verwitterten Sandsteine einer alten, eine Sonnenuhr tragenden Säule und eines Orangeriegebäudes aus der Rokokozeit. Die Tiere zeigen in der Färbung einen bemerkenswerten Geschlechtsunterschied: die Männchen sind mit Ausnahme des schwarzen Hinterleibendes gelbrot behaart, die Weibchen aber schwarz, bloß unten auf der Mitte des Hinterleibes rötlich-braun. An diese Stelle sammeln sie den Blumenstaub zur Ernährung ihrer Larven. Jedes Weibchen hat zwar sein eigenes, besonderes Nest, legt es aber in der Nachbarschaft von

anderen an, daher sieht der von ihnen bezogene Sandstein oft ganz pockennarbig aus.

Doch kehren wir nach diesem kleinen Abstecher, es handelt sich nur um die Entfernung einer guten Stunde, vom Belvedere-Garten zu dem durch das Webicht führenden Waldweg zu meinem Freunde Andreas und zu jenem Junitage 1860 zurück.

Wie wir beiden weiter gehen, umgaukeln uns Eisvögel (Limenitis populi) und verschiedene Schillerfalter, und nach etwa fünfzig Schritten kommen wir an einen — nun, naturalia non sunt turpia, das Naturgemäße ist immer anständig — an einen Rinderfladen, der kurz vorher einem des Weges getriebenen Zugochsen mag entfallen sein, und auf ihm sitzen und saugen nicht weniger als drei Schillerfalter, zwei von der bläulich und einer von der rötlich-gelb schimmernden Art (Apatura Iris und Ilia). Ein wunderlicher Kontrast lag in dem Anblick: zwei unserer edelsten, nächst dem Schwalbenschwanze und dem Segelfalter am meisten an tropische Formen erinnernden Tagschmetterlinge mit ihrem herrlichen, sauberen Gewand auf einem so unästhetischen Gegenstande, wie ein Ochsenfladen es ist. Ja, die Natur scheint voller Widersprüche, sobald der Mensch seine Anschauungen in sie hineinträgt!

Wie lange hat man nicht die Fortpflanzungsweise der Blattläuse als eine, im Grunde genommen, den Gesetzen der Natur widersprechende Erscheinung angesehen, bloß weil sie der menschlichen Erfahrung widersprach! Es hat ja bei dem ersten Anblick etwas

Befremdliches, daß ein Tier, das, wenn man es auch Amme nennt und es damit von den eigentlichen Weibchen unterscheidet, doch immerhin thatsächlich ein weibliches ist, sich ohne Zuthun eines männlichen Individuums durch sog. Jungfernzeugung oder Parthenogenesis in vielen Generationen hintereinander vermehren kann. Aber ist diese Art der Fortpflanzung nicht die einfachere und wohl auch die ursprünglichere?

Eine jede Art der Fortpflanzung ist in letzter Linie auf das Wachstum zurückzuführen, sie ist nichts als ein besonderer Ausdruck desselben. Die niedersten tierischen Lebewesen, aus nichts als aus einem Klümpchen belebten Eiweißes bestehend, vermehren sich nur auf die Weise der Teilung oder Ablösung; bei Polypen, an denen sie zuerst entdeckt wurde, tritt sie mehrfach auf; die Seesterne entbehren ihrer nicht, und bei verschiedenen Würmern wird sie beobachtet. Bei der eigentlichen Jungfernzeugung löst sich allerdings bloß ein Keim los, gewissermaßen ein unbefruchtetes Ei, das erst nach der Loslösung zu einem neuen Individuum heranwächst. Aber ist dieser Unterschied in der That ein durchschlagender, prinzipieller? Schwerlich!

Die Blattläuse machen von dieser, ihr von der Natur verliehenen Fähigkeit umfassenden Gebrauch. Während der ganzen, sog. guten Jahreszeit erscheint eine Generation, von noch dazu lebendig geborenen Jungen nach der anderen, und Réaumur behauptet, die Zahl der Nachkommen einer einzigen Blattlaus könne, wenn alles gut ginge und sämtliche zur weiteren

Vermehrung am Leben blieben, 5 904 900 000 Stück in einem Jahre betragen. Ich habe das Exempel dem großen Franzosen nicht nachgerechnet, will aber annehmen, daß die Sache stimmt.

Im Herbste, oder wenn sonstwie für die Blattläuse die Möglichkeit, in gewöhnlicher Weise sich zu erhalten, unsicher wird, werden Männchen und Weibchen, auch auf parthenogenetischem Wege, geboren, die für die Erhaltung der Familie in gewöhnlicher Weise sorgen. Die Weibchen legen hartschalige Eier, geeignet, die mißlichen Lebensumstände zu überdauern und beim Wiedereintritt günstiger Zeit aufs neue Ammen zu liefern.

Die Blattläuse sind die wahren Proletarier, und wenn es mit ihrer Vermehrung wirklich so günstig ginge, wie in Réaumurs Rechenexempel, wenn namentlich die Tiere an allerlei Nahrung sich anpassen könnten, wenn die Witterung ohne Einfluß auf sie wäre, und wenn sie keine Feinde hätten, und wenn, und wenn . . . dann wäre in wenig Jahren alles Land auf Erden mit einer zahllosen Schicht dieses Ungeziefers bedeckt.

Ja, wenn das Wörtchen „wenn" nicht wäre! So hat aber der liebe Gott dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Anhaltend kühle und feuchte Witterung rafft die Blattläuse selbst in ungeheuren Mengen dahin und thut namentlich ihrer unheimlichen Vermehrung zeitweilig Einhalt. Und dann die Zahl ihrer Feinde! Vögel verschiedener Art, sogar die nichtsnutzigen Spatzen, picken die „süßen" Geschöpfe auf, denn süß sind sie durch und durch, süß und klebrig,

die gemeinen Wespen fressen sie massenhaft, kleine Schlupfwespen beehren sie mit ihren Eiern, aber die Marienkäferchen und ihre Larven, sowie die Larven der Schwirr- und Florfliegen, das sind die wahren Blattlauslöwen.

Die Marienkäferchen, zu denen das bekannte, hochgewölbte Siebenpunktchen oder das Marienkäferchen schlechthin mit seinen siegellackroten, schwarz punktierten Flügeldecken (Coccinella septempunctata) gehört, sind große Wohlthäter für den Gärtner und Landwirt, und man sollte alle Hände über die, außerdem noch hübschen Tierchen halten. Nun, sie erfreuen sich ja auch in den meisten Gegenden Europas der Gunst des Volkes, wenn auch 99,999 Prozent desselben die Naturgeschichte dieser ihrer Lieblinge nicht kennt.

Die Larven der Schwirrfliegen (Syrphus) kennt die große Menge vollends gar nicht, und wenn einmal ja einer aus ihr eine gewahr werden sollte, so wird er sie für ein „Gewürm" erklären und ihr höchstwahrscheinlich den Garaus machen. Die Mütter der Larven legen die Eier, aus denen diese hervorgehen werden, fürsorglich auf die Blätter solcher Bäume und Sträucher, die sich einer reichlichen Blattlausbevölkerung erfreuen, damit ihre Kinder beim Eintritt in das Leben gleich etwas zu beißen, bitte um Entschuldigung, zu saugen finden. Die Larven der Schwirrfliegen sehen gar nicht aus wie andere Fliegenmaden, sondern eher wie kleine Blutegel. Sie sind nach hinten zu verbreitert, ihr vorderer Körperteil kann sich ausdehnen und zusammenziehen und führt

lebhaft tastende Bewegungen, — diese sind blinde Geschöpfe, — nach rechts und links, nach oben und unten aus. Dabei sind die Tiere farbig, was eine große Ausnahme für Fliegenlarven ist, aber daher rührt, daß sie offen und frei und nicht an versteckten Orten leben. Sie packen die nichtsahnenden, stumpfsinnigen Blattläuse, zwischen denen kriechend sie herumschwelgen, wie der Fink im Leinsamen, eine nach der anderen mit ihren eigentümlichen Kiefern, saugen sie aus, daß nichts von ihnen übrig bleibt, als die leeren Bälge, ja, eine Art bedeckt sich den Körper mit diesen Trophäen, wie, sagen die englischen Entomologen Kirby und Spence, Herkules sich das Fell des von ihm erschlagenen nemeischen Löwen umthat.

Zu einer ganz anderen Insektenordnung als zu den Fliegen gehören die Florfliegen (Hemerobiidae), nämlich zu den Netzflüglern und sie sind Cousinen der Frühlingsfliegen oder Köcherjungfern. Eine Art, die goldäugige Perlhaft (Chrysopa perla) ist ein sehr bekanntes, oft zu sehendes Tier, wenn freilich auch nur eine sehr kleine Minorität der Nation ihre Lebensgeschichte kennt. Sie hat zwei Paar vielgeaderter Flügel von gestreckter Form und ziemlicher Größe, deren hinteres kleiner als das vordere ist. Ihre langen Fühler sind fadenförmig, ihre goldig glänzenden, fast kugelrunden Augen ansehnlich und die Farbe des ganzen Tieres ist meist spangrün. Nicht selten fliegen diese Insekten an warmen Herbstabenden, wenn die Fenster aufstehen, nach der Lampe. Wer dabei einen fängt und besonders etwa ungeschickt

zugreift, der rieche danach an seine Finger und „er ist belohnt genug". Sie stinken abscheulich.

Die nach der Lampe fliegenden Goldaugen bleiben oft im Haus, suchen sich irgendwo, mit besonderer Vorliebe da, wo die Zimmerdecke mit einer Wand zusammenstößt, einen Schlupfwinkel auf, wo sie, die Flügel dachartig über den Körper haltend, überwintern. Dabei geht mit ihrer Körperfarbe eine eigentümliche Veränderung vor sich: das Spangrün verwandelt sich nach und nach in Strohgelb, wie im Herbst die Baumblätter. Die Ursache der gleichartigen Verfärbung, die ähnlich auch bei manchen Raupen vor dem Verpuppen und gelegentlich bei unserm grünen gemeinen Heupferde vorkommt, dürfte auch auf das Vorhandensein eines dem Blattgrün oder Chlorophyll sehr nahestehenden Farbstoffs zurückzuführen sein.

Die weißen Eier, die das Weibchen, ja, wie soll ich sagen? — legt, ist nicht der richtige Ausdruck, — nun sagen wir, setzt, — diese Setzeier also sind sonderbar. Sie finden sich auf Blättern blattlausreicher Pflanzen und sitzen auf langen, biegsamen Stielen, so daß sie eher wie kleine, parasitische Pilze als wie Insekteneier aussehen. Die daraus hervorgehenden Larven sind länglich eirund, geringelt und haben an den Seiten langbehaarte Warzen. Sie räumen gleichfalls fürchterlich unter den Blattläusen auf, werden ihrerseits aber von Schlupfwespen mit Eiern bedacht.

Diese Schlupfwespen sind also eigentlich, als Feind einer der Feindinnen, Freundinnen der Blattläuse, aber

diese haben deren noch mehrere, allerdings stark egoistische; doch das thut nichts zur Sache, — die auf Selbstsucht beruhenden Freundschaften sind oft die haltbarsten und, unter uns gesagt, im Grunde genommen die natürlichsten.

Jene Freundinnen sind die Arbeiterinnen der Ameisen. Wo diese intelligenten, naschhaften, auf Süßigkeiten so erpichten Allerweltsdurchschnüffler in der Nachbarschaft ihrer Stadt eine mit Blattläusen besetzte Pflanze auswittern, erklären sie dieselbe sofort für ihr Eigentum, ja, es kommt wegen dieser wichtigen Objekte gelegentlich zum Krieg zwischen zwei benachbarten Ameisenstädten, die beide Anspruch auf Besitz der köstlichen Wesen erheben.

Wie unterscheiden sich die Ameisen den Blattläusen gegenüber von den Wespen! Diesen schmeckt ja die Süßigkeit der lästigen Pflanzenschmarotzer auch gut, aber sie verfahren wie jene Gute, die die Henne schlachtete, die ihr die goldenen Eier legte, — sie verstopfen sich selbst die leckere Quelle, indem sie die Blattläuse summarisch verspeisen. Die Ameisen schonen sie hingegen nach allen Richtungen, sie spazieren, vorsichtig ihre sechs Beine hebend und ihre sechs Füße setzend, damit sie ja keine treten, zwischen ihnen herum, verscheuchen die Wespen, die ihnen selbst nicht viel anhaben können, und töten die Larven der Marienkäferchen, Schwirr- und Florfliegen. Aus purer Noblesse thun die Ameisen das ganz gewiß nicht, dazu ist die Politik der kleinen Republikanerinnen eine viel zu gesunde, realistische. Man braucht

ihnen nur einmal zuzusehen, wie sie da zwischen den Blattläusen einherstelzen, und wird sich über den Zusammenhang dieser Dinge schnell klar werden.

Die Ameisen verfügen sich bald zu dieser, bald zu jener Blattlaus, klopfen mit den Fühlern sanft an ihr herum, als ob sie ihr zureden wollten. Die Blattlaus hebt den Steiß daraufhin, und dem After entquillt ein wasserhelles, zähes Tröpfchen, das an ihm hängen bleibt und von den Ameisen weggeschlürft wird. „Die Blattläuse sind die Milchkühe der Ameisen" sagte schon Vater Linné, und so verhält es sich in der That. Durch Sir John Lubbock, dem berühmten englischen Natur- und Altertumsforscher, Bankier und Politiker wissen wir, daß wenigstens in manchen Fällen die Ameisen ihre Milchkühe thatsächlich wie Haustiere behandeln: sie sammeln im Herbste deren hartschalige Wintereier, bringen sie in ihre Burgen und schaffen sie im nächsten Frühjahr an die Nahrungspflanzen der Blattläuse, damit diese hier auskriechen. Das ist doch gewiß ein ganz anderes Verfahren, als das rohe und dabei gedankenlose, wie es die Wespen einschlagen. —

Bei den Hautflüglern ist eine sehr sonderbare Art der Jungfernzeugung weit verbreitet und ihr Vorkommen bei Bienen, Wespen und Hummeln bewiesen, bei Ameisen sehr wahrscheinlich. Die befruchteten Weibchen haben es nämlich in der Gewalt befruchtete oder unbefruchtete Eier zu legen. Bei der Paarung nehmen sie nämlich den männlichen Zeugungsstoff in eine mit dem letzten, gemeinsamen Ende des Eileiters verbundene Tasche auf,

die in ihren Wandungen eine eigene Muskulatur hat. Zieht diese sich zusammen, so wird etwas von jenem Zeugungsstoff herausgepreßt. Ein jedes Ei muß aber an der Ausgangsöffnung der Tasche vorbei, läßt nun das weibliche Insekt dabei die Muskulatur wirken, so tritt Zeugungsstoff aus und in das Ei über, das dadurch befruchtet wird. Das Ei hat zwar, wie fast alle Insekteneier eine feste, hornige Schale, aber die ist an einer Stelle von einem System feiner Löcher siebartig durchbrochen, und durch diese Löcher kann der Zeugungsstoff zum Eiinhalt gelangen. Aus solchen befruchteten Eiern gehen immer weibliche Individuen, Königinnen oder Arbeiterinnen, hervor, aus den unbefruchteten aber Männchen.

Es kann vorkommen, daß eine Bienenkönigin durch ein körperliches Gebrechen verhindert ist, den sog. Hochzeitsflug zu machen, sie bleibt dann unbefruchtet, legt aber gleichwohl Eier, aus denen aber immer Drohnen hervorgehen. Unter diesen Umständen kann sich natürlich der Bienenstaat nicht halten, weil dann der großen Zahl von Konsumenten, von Drohnen, die Zahl der Produzenten, der Arbeiterinnen nicht entspricht, und der Stock geht an sog. Drohnenbrütigkeit zu Grunde. Bei nicht gesellschaftlich lebenden Hautflügern ist Jungfernzeugung nur selten beobachtet, sie findet sich aber doch auch bei derartigen Formen, z. B. bei der gelben, gemeinen Stachelbeer-Blattwespe (Nematus ventricosus), deren gelbgrüne, mit zahlreichen schwarzen Wärzchen und Härchen besetzten Larven gelegentlich die Stachel- und

Johannisbeersträucher in unseren Gärten jammervoll entblättern. Keßler erzog aus den unbefruchteten Eiern dieser Wespenart stets nur Männchen.

Die Larven der Blattwespen waren mir, als ich im Knabenalter meine Erstlingsstudien in der Entomologie machte, die sich selbstverständlich nur im Reiche der Schmetterlinge und Käfer bewegten, höchst ärgerliche Geschöpfe. Die erste fiel mir etwa in meinem 8. Jahre in die Hände. Es war die schöne, große, grüne von Cimbex variabilis, die ich triumphierend nach Hause trug. Hier spann sie sich in einen harten, glänzenden, bernsteingelben Cocon ein, den ich den Winter über wie meinen Augapfel hütete und von dem ich mir Großes versprach. Eines Morgens im Mai trat denn auch das sehnlichst erwartete Ereignis ein, aber — statt eines Schmetterlings saß eine große Wespe im Puppenkasten, vor der ich mich gewaltig fürchtete, obgleich sie gar nicht stechen kann, was ich freilich damals nicht wußte.

Die Blattwespen sind in vieler Hinsicht sehr interessante Tiere, die sich als Larven hauptsächlich von Blättern nähren, aber in einigen Arten auch in Früchten gefunden werden, während man bei den völlig ausgebildeten Individuen beobachtet hat, daß sie gelegentlich andere Insekten fressen. Bei den Weibchen sind die Teile des Hinterleibes, die bei den übrigen Hautflüglern den Stachel bilden, zu einer Art von Säge umgestaltet, mit der sie neben den Rändern und Rippen der Blätter oder an jungen Trieben halbmondförmige Täschchen, die einander in

Wechselreihen gegenüberstehen, herstellen. In jedes Täschchen wird ein Ei gelegt, das in dem feuchten Parenchym des Blattes aufquillt.

Eine Art, die kleinste Rosenblattwespe (Blennocampa pusilla) macht je ein solches Täschchen an den Rand eines Blattes der Rosen, besonders der wilden. Zufolge der Verletzung rollen sich die Blattränder beide, nicht bloß das der verletzten Seite nach unten ein, bis sie in der Mittelrippe des Blattes zusammenstoßen. In der so zustande gekommenen Röhre oder Tüte haust die hellgrüne Larve. Es ist jedenfalls eine sehr merkwürdige Sache, daß die Rosenblätter auf die Verletzung in dieser ganz bestimmten Weise reagieren, die Spannungsverhältnisse ihrer Gewebe müssen in ganz bestimmte Veränderungen durch das Ansägen seitens der Wespe gebracht werden.

Eine andere auf Rosen vorkommende Blattwespenart, die bohrende (Monophadus bipunctatus) legt ihre Eier einzeln an die Spitzen der jungen Triebe und mit besonderer Vorliebe gerade der edelsten Rosensorten. Die Larve bohrt sich sofort in den Trieb ein und frißt sein Mark.

Eine dritte die Rosen heimsuchende Art ist die gegürtelte Rosenwespe (Emphytus cinctus), die sich aber nur vereinzelt findet. Im Herbst sucht die ausgewachsene Larve irgendwo ein schützendes Winterquartier in einer Rindenritze, am liebsten aber im Mark eines abgeschnittenen stärkeren Rosenzweigs, in das sie sich 3 bis 4 Zoll tief einbohrt. Hier überwintert das Tier in

diesem Zustand und wird erst im nächsten Frühling in einem weißen Gespinst zur Puppe, ohne weiter etwas zu genießen. Das ist gewiß eine merkwürdige auch bei mehreren Schmetterlingsraupen vorkommende Erscheinung. Warum verpuppt sich die Larve nicht gleich im Herbst, und warum, möchte man weiter fragen, verhält es sich bei manchen Insekten gerade umgekehrt z. B. beim Maikäfer? Da alle Dinge in der Natur selbstverständlich auch ihren natürlichen Grund haben müssen, so auch diese Erscheinung, aber wo sitzt er, worin liegt er?

Die Larve einer etwas größeren, gleichfalls den Rosen schädlichen Art (Hylotoma rosae) ist grün und hat entlang des Rückens glänzendschwarze, in 6 Reihen stehende Warzen, die kurz nach der Häutung als große, dünnhäutige Blasen mit einem feuchten Inhalt erscheinen. Dieser Inhalt verdunstet, und die Blasen schrumpfen zu Warzen zusammen.

Auf den Blättern verschiedener Weidenarten (Salix alba und fragilis) sieht man bisweilen Reihen (bis 9 Stück) von bohnenförmigen, grüne oder rotbäckige Gallen, die mit ihrer Längsachse in der Längsachse des Blattes liegen und auf seinen beiden Seiten vorspringen und weder von Gallwespen, Fliegen oder Milben herrühren. Sie beherbergen vielmehr die Larven einer Blattwespenart, (Nematus saliceti), die im Herbst das auf die Erde gefallene Blatt verlassen und sich in den Boden begeben um sich hier zu verpuppen.

Die Larve einer sehr merkwürdigen Art (Allantus

cingulatus) lebt in den Wurzeln des Adlerfarrns, aber nur solcher Pflanzen, die unter Kiefern wachsen. Wenn sie sich verpuppen will, verläßt sie die Wurzel und den Boden, kriecht an einen Kiefernstamm in die Höhe, in dessen Rinde sie sich, aber nur bis zum Bast einbohrt, also dem Baum nicht schadet. In dem Bohrloch wird sie zur Puppe.

Eine den Kiefern aber unter Umständen recht schädlich werdende Art ist die große Kiefernblattwespe (Lyda pratensis), deren Naturgeschichte der berühmte Forstzoologe Ratzeburg, seiner Zeit Professor an der Forstakademie von Neustadt-Eberswalde eingehend studiert hat. Sie lebt auf erwachsenen Kiefern, geht aber an gesunde nur, wenn sie kranke nicht haben kann, wie die meisten Leute den deutschen Käse auch lieber essen, wenn er „durch" ist, d. h. wenn er von Mikroorganismen tüchtig durchsetzt ist. Sie gehen nur an ältere Triebe, nie an die von demselben Jahre. Eine jede Larve lebt für sich in einem eigenen Gespinste und frißt die Nadeln nicht an Ort und Stelle, sondern beißt sie an der Basis ab, zieht sie in ihr Gespinst und fängt von dem Ende, wo sie dieselben abgebissen hat, an sie aufzufressen. In ihrem Gespinste bewegen sich die Tiere ohne Hilfe ihrer Beine durch einfache Schlängelung fort. Wenn sie ihr Gespinst verlassen um von einem kahlgefressenen Zweiglein auf ein noch benadeltes zu kommen, so spinnen sie sich dabei fortwährend aus locker verbundenen Fäden eine Netzröhre. Um sich in derselben umzudrehen verfahren sie sehr originell. Sie können sich

nämlich ganz dünn oder flach machen und schlagen in gewissem Sinne eine Art Purzelbaum, indem sie den Kopf unter die Füße schieben und unter sich selber wegkriechen. Ob sie sich in der Rücken- oder der Bauchlage befinden, ist ihnen sogar beim Fressen völlig einerlei. Um ihr Gespinst nicht zu verunreinigen stecken sie beim Kotlassen ihr Hinterende aus demselben heraus, so daß der Kot auf die Erde fällt. In diese gehen sie auch im Herbst, nachdem sie sich an einem Faden herabgelassen haben, um hier als Larven zu überwintern und sich erst im nächsten Frühjahr zu verpuppen.

In ihrer Form und Färbung haben die Larven der Blattwespen, wie ich schon andeutete, eine große Ähnlichkeit mit Schmetterlingsraupen, heißen deshalb auch „Afterraupen". Meist sind sie heller oder dunkler grün — die von der kleinen Kiefernblattwespe (Lophyrus pini) soll sogar morgens dunkler als mittags sein, was interessante Pigmentveränderungen durch das Sonnenlicht wahrscheinlich macht.

Durch die Zahl ihrer Füße unterscheiden sie sich aber sofort. Die der echten Brustfüße ist zwar auch 6, aber die der sog. „Bauchfüße" mit dem letzten am hintern Körperende befindlichen Paare, den „Nachschiebern", zusammen 12—16. Auch ist ihr Betragen ganz anders wie das der Schmetterlingsraupen, sie rollen sich in der Ruhe nicht nur, was manche von diesen auch thun, spiralig zusammen, sondern viele Arten halten sich beim Sitzen mit den echten Füßen an den Blatträndern fest und strecken das hintere Körperende etwas eingekrümmt von

sich in die Luft. Meist leben die Larven gesellig, und wenn man sie in jener Stellung beunruhigt, führen sie alle à tempo wunderliche, schnickende Bewegungen, wie auf Kommando und marionettenhaft wie an Draht gezogen, aus. Andere halten sich mit den Bauchfüßen und besonders mit den Nachschiebern fest und bewegen das Vorderende des Leibes. „Einst sah ich“, erzählt Ratzeburg. „zwei Gesellschaften (von Larven des Nematus salicis) von 6—11, wahrscheinlich aus ein und demselben Neste herstammende Stücken auf zwei benachbarten Zweigen, welche beide regelmäßig alle 4 Sekunden mit den Körperenden schlugen; war dies 6—8 mal hintereinander geschehen, so ruhten sie etwas.“

Die Larve der großen Weidenblattwespe (Cimbex amerinae) hat an den Seiten über den Luftlöchern je eine ansehnliche Hautdrüse, deren flüssig, auffallend nach Salicylsäure riechendes Sekret sie bei Beunruhigung mehrere Fuß weit wegspritzt. —

Doch für diesen Monat haben wir den Insekten genug, ja, wohl schon zu viel Zeit gewidmet. Hinter dem Berge wohnen auch noch Leute, wie man zu sagen pflegt.

Und was für Leute, vornehme und geringe! Da auf der Wiese kommt gleich eine ganz vornehme Personnage angestelzt, — ein Storch! Man könnte den Storch in Anbetracht seiner Farben: schwarz, weiß, rot, und in Anbetracht der erstaunlichen, für uns selbst fast etwas und für die Franzosen sogar sehr beunruhigenden Fruchtbarkeit des deutschen Volkes den „deutschen Reichsvogel“

nennen. Es würde ein ganz passendes Wappentier abgeben. Warum nicht? Die gute Stadt der Haag, zweite Hauptstadt der Niederlande, führt ihn als solches und ist ganz zufrieden mit ihm.

Es ist ein drolliger Kerl, so ein Storch. Mit welch abgezirkelter Grandezza er die Beine hebt, wie ein spatiger Gaul, mit welch beschaulicher Philosophie er Hals und Kopf zwischen die Schultern zieht! Jetzt bleibt er stehen und läßt das Kastagnettenspiel seines Schnabels klingen, er klappert, denn das thut er mit dem Schnabel, nicht, wie Heinrich Heine im „neuen Frühling" mehr keck als richtig sagt, mit dem „langen Streckbein". Dieses Klappern ist eine kuriose Sitte, und wir wissen nicht, daß irgend ein anderes Tier eine ähnliche Instrumentalmusik zu machen versteht, denn das Rascheln der Schwanzspitze der Klapperschlange läßt sich nicht so ohne weiteres damit vergleichen. Die Araber nennen den Storch tonmalend nach dem Klange des Geräusches „Laklaka", und bei den alten Römern hieß er crotalirostra und crotalistria (der „Klapperschnäbelige", nämlich ciconia), aber auch gracilipes, Schlankbein oder Zierfuß.

Der Storch gilt als Erfinder eines sehr nützlichen Gerätes, der Klystierspritze; er soll nach alter Überlieferung den Hals voll Wasser nehmen und sich mittelst des Schnabels selbst klystieren; da er außerdem, wie bekannt ist, die kleinen Kinder bringt, wenigstens von März bis August, denn länger weilt er nicht bei uns, so kann er recht eigentlich als ein medizinischer Vogel

gelten. Dabei kommt ihm auch wieder seine Klapperei zu gute, denn Klappern gehört zum Handwerk, und je größer der Charlatan, desto lustiger die Musik!

Wo der Storch nur vorkommt, wird er seit alten Zeiten vom Volke als ein heiliger Vogel angesehen, wohl auch als ein nützlicher, und früher sogar von Naturforschern, die es ihm als ein großes Verdienst anrechneten, daß er wesentlich von Fröschen, selber so nützlichen Tieren, lebe. Daß er gelegentlich eine Feldmaus wegschnappt, ist richtig, aber diese einzelne löbliche That wird durch das Verschlingen neugeborener Häschen, junger Rebhühner und Wachteln, zahlreicher Honigbienen u. dergl. weit in den Schatten gestellt. So ist es denn gekommen, daß der Storch, dessen Ermordung in Thessalien einst mit dem Tode bestraft wurde, durch deutsches Reichsgesetz vom 28. Januar 1888 für vogelfrei erklärt worden ist, — etwa mehr mit Rücksicht auf mögliche Übervölkerung als seiner sonstigen Übelthaten wegen?

Der dort auf der Wiese fängt sich auch Frösche, und zwar Wasserfrösche (Rana esculenta), was gar nicht hübsch, aber recht herzlos von ihm ist, denn die braven Tiere sind jetzt eifrig beim Heiraten und lassen laut und feierlich den Hochzeitsmarsch erschallen.

Im Punkte des Heiratens ist man zur Stunde überhaupt sehr fleißig im Wasser. Abgesehen von zahlreichen Insekten, ist im Juni die Zeit der Liebe für Welse, Brachsen, Zehrten, Unken und Feuersalamander, die jetzt auch das Wasser aufsuchen und hier ihre Nachkommen

nicht als Laich, sondern lebend zur Welt bringen. Allerdings bindet sich der Molch mit seinem Fortpflanzungsgeschäfte an keine feste Zeit zwischen Mai und September, und feiert auch nicht jährlich Hochzeit. Gleichwohl ist die Molchin in der Lage, mehrere Jahre hintereinander Kindern das Leben zu geben. Das hängt aber nicht so zusammen wie bei den Blattläusen, es findet bei ihr keine Parthenogenesis statt, Hochzeit muß sie vorher gemacht haben, das ist unerläßlich. —

Ach Juni, was bist du für ein herrlicher Monat, reich an Freuden, reich an Liebe! Wie wunderblau ist dein Himmel, wie warm liegt die Sonne auf dem runden Wipfel der blühenden Linde, wie summt und brummt es in ihren Zweigen von emsigen Bienen! Wie träumerisch plätschert der Bach, wie festlich strahlt der glatte Spiegel des Sees, wie melodisch rauscht es im Schilf! Wie süß duftet es von der Berghalte, — ich glaube, den braven Ochsen läuft ordentlich das Wasser im Maule zusammen!

Wer es kann, thut wohl daran, in der zweiten Hälfte dieses Monats eines der deutschen Mittelgebirge aufzusuchen.

Herrlich sind sonnige Junitage auf dem Thüringer Walde! Noch ist alles so frisch in der Natur, die Ästchen der Tannen und Fichten haben, voll Johannissaft, junge Spitzen getrieben, die mit ihrem hellen Grün entzückend aus dem dunkleren des älteren Nadelwaldes hervorbrechen und hervorleuchten. Überall blüht es, und die laue Luft ist voll, so voll von jenen süßen

Düften, denn die Gebirgswiesen sind eben erst gemähet, und dem im Übergang zum Heu befindlichen Grase entströmt köstlichster Wohlgeruch.

Das ist mir die wahre Zeit für die jungen Vögel. Die meisten unserer Singvögel, auch die Körnerfresser, füttern ihre Jungen mit weichen Insekten, an denen jetzt fürwahr kein Mangel ist. Wie wundervoll alles in der Natur im Zusammenhange steht! Im Vollgenuß der jetzt so reich entwickelten Blatt-, Blumen- und Blütenwelt gedeihen die Insekten, die einen in den vollentwickelten Zuständen, und als Räupchen, Maden und Larven die andern, so daß die Aufzucht der Vogeljugend den Alten leicht wird, den Eltern des jungen behaarten und befiederten kleinen Raubzeuges fällt es ihrerseits gleichfalls nicht schwer, ihre Nachkommenschaft mit unbehilflichen, unerfahrenen, leicht zu fangenden, jungen Vogelkindern zu füttern und groß zu ziehen.

Zu keiner Jahreszeit sieht man um Städten und Dörfern in den Abend- und Morgenstunden so viele der abscheulichen, marodierenden Katzen in den Gärten, auf den Wiesen und Feldern umherschleichen, wie jetzt. Eine ungeheuere Menge junger, nützlicher Vögel, die mit der Zeit meist unser Ohr und unser Herz entzückt haben würden, fallen diesem blutdürstigen Diebesgesindel zum Opfer, weit mehr als den Wieseln, Falken, und wie unsere wilden Räuber alle heißen mögen. Bei der Bekämpfung der wildernden Katzen hat der Vogelschutz in allererster Linie einzusetzen!

Schon vor mehr als 60 Jahren, zu einer Zeit also,

in der man noch herzlich wenig an Vogelschutz dachte, schrieb Johann Friedrich Naumann, ein Mann, der doch wohl ein wenig mehr maßgebender Richter sein dürfte, als die sentimentalsten Mies-Kater-Martinchen-Närrinnen, folgende Worte: „Eine zahme Katze, welche sich angewöhnt, in den nahen Feldern zu lustwandeln, wird bald den Jagden ein sehr schädlicher und allem Haar- und Federwild gefährlicher Räuber. Man weiß, daß solche, wenn sie Junge hatten, nicht allein junges Geflügel aller Art, sondern auch alte Lerchen und Wachteln, selbst alte Rebhühner, ja alte Kaninchen und halb erwachsene junge Hasen ihren Jungen mit nach Hause brachten."

Ich wiederhole hier, was ich an anderer Stelle schon einmal gesagt habe, und was mir eine ganze Anzahl, selbstverständlich anonymer Schmähbriefe, wie in solchen und in ähnlichen Fällen üblich, seitens alter lediger, verheirateter und verwitweter Weiber männlichen und weiblichen Geschlechts eingetragen hat: „Einem jeden Gartenbesitzer sollte es im Interesse der Vogelwelt eine heilige Pflicht sein, Katzen-Fallen aufzustellen und eine jede gefangene Räuberin unschädlich zu machen. Das Gesetz steht ihm, Gottlob! zur Seite, und wem es nicht paßt, seine Katze zu verlieren, nun, der nehme ihr die Möglichkeit des Marodierens und Vagabondierens, kein vernünftiger Mensch wird etwas dagegen einzuwenden haben. Wenn mich aber jemand fragt: „Ja, wie soll ich das machen!" so antworte ich ihm einfach: „Das ist mir einerlei, das ist Eure Sache! Ich will keine Katzen sehen, wohin sie nicht gehören."

Ich lasse mich nicht in das Bockshorn jagen! Ich werde den Feldzug wider die wildernden Katzen mit Wort und Schrift predigen, so lange ich Zunge und Feder noch rühren und führen kann. Ich halte das für meine Pflicht der weit besseren, leider schon so wie so mehr als genug verfolgten und beeinträchtigten Vogelwelt gegenüber, und wahrhaftig, nichts in der Welt soll mich abhalten, das, was ich einmal für meine Pflicht halte, zu erfüllen!

Wie viele wilde Tiere zerstören nicht schon so wie so die Bruten der Singvögel, Wachteln und Rebhühner: nicht bloß Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel, Falken, Sperber, Würger und wie die auf diese Art Nahrung mehr oder weniger angewiesenen Tiere alle heißen mögen, sondern mehr nebenher noch alle Raben- und Krähenarten, Elstern, Eichelhehere, Schnärze, Amseln, Kohlmeisen, Störche, Eichhörnchen u. s. w.

Die Elstern holen die jungen Tauben aus den Schlägen, und der jungen Stare, zu denen sie nicht eindringen können, wissen sie sich dadurch zu bemächtigen, daß sie, auf deren Neugierde rechnend, mit dem Schnabel außen an bewohnte Kästen klopfen, bis sich die Einwohner verleiten lassen aus dem Flugloche herauszusehen, worauf sie dieselben beim Kragen fassen und mit ihnen abfliegen.

Man hat wohl die Thatsache, daß die Amsel begierig junge Vögel frißt und dadurch viel Schaden anrichtet, als eine aus neuerer Zeit herrührende Geschmacksverirrung und Geschmacksveränderung bezeichnet und

sogar die anmutige Sitte, die Vögel im Winter auf besonderen Futterplätzen zu speisen, dafür verantwortlich machen wollen. Ja, hieß es, da wird auch geschabtes rohes Rindfleisch ausgestreut, die Amseln fressen davon, bekommen Geschmack daran, und so verführt man sie freilich zu jenen mörderischen Gewohnheiten.

Schon Vater Geßner wußte vor 350 Jahren, daß die Amseln gern Fleisch fressen und behauptet, daß sie besser sängen, wenn man ihnen ab und zu davon gebe. Die winterlichen Futterplätze möchte ich um alles in der Welt nicht in Mißkredit bringen und ich glaube, wir bedürfen ihrer nicht im mindesten, um die blutdürstige Raubgier der Amseln erklärlich zu machen. Von was lebt der Vogel? Im Frühling ausschließlich von Insekten, Schnecken und besonders Regenwürmern. Wo sucht er seine Nahrung? Auf der Erde in Vorwäldern, Parks, unter Zäunen und an ähnlichen Orten, wo auch auf dem Boden brütende Singvögel ihre Nester zu haben pflegen. Nun vergesse man nicht, daß ein nestjunges Vögelchen ganz anders aussieht wie seine Eltern oder auch wie ein eben nur flügges Exemplar seiner Art. Es sind kahle, armselige Kreaturen, deren dünnen, schwachen Hälse die großen Köpfe kaum zu halten vermögen. Sie wenden und winden sich zitternd hin und her, ihre Augen sind noch geschlossen, von einem Schnabel kann kaum die Rede sein, ihre bläulichroten oder gelb und violetten Leiber sind noch nackt, bestenfalls mit kurzen Stacheln bedeckt. Die Amsel kann nur ein belebtes, auf dem Erdboden befindliches Wesen in ihnen überhaupt erblicken, einen

etwas abweichend gebauten Regenwurm vielleicht. Ich habe noch nicht gehört, daß sich der Vogel an flügge Junge oder an solche, die noch in Nestern, aber auf Bäumen und in höheren Sträuchern gewesen wären, sich vergriffen habe. Es kommt dabei gar nicht in Betracht, daß gefangene Amseln andere in dem nämlichen Gefängnis gehaltene Vögel bisweilen töten. Das that einmal eine in der Volière des hiesigen zoologischen Instituts untergebrachte einigen jungen Lachtauben an, aber ohne das Mindeste von ihnen zu genießen. Solche Anwandlungen von Mordlust sind bei sonst ganz harmlosen Tieren in der Gefangenschaft unter so ungewöhnlichen Verhältnissen durchaus nichts Seltenes, und sie haben etwas vom Wahnsinn an sich, dem Säugetiere und Vögel ganz gewiß gelegentlich unterworfen sind. —

Junge, eben flügge Vögel zu beobachten, macht mir immer ein ganz besonderes Vergnügen: mit ihren großen Augen, gelbrandigen Schnäbeln, mit ihrem ruppigen Gefieder, ihrer rauhen Stimme und ihrer vertrauensseligen Unerfahrenheit haben sie etwas ungemein Drolliges.

Allerliebst ist auch der Anblick, wenn alte Vögel ihren Jungen die Kunst des Fliegens beibringen. Am besten kann man das bei Hausschwalben und Störchen beobachten: wie sie den Zaghaften zureden, ihnen die Schwenkungen immer und immer wieder vormachen, um sie zu überzeugen, daß die Sache sehr einfach und durchaus keine Hexerei sei, wie sie endlich dem auf dem Rande der Dachrinne ängstlich flatternden und piependen

Nesthäkchen, das sich durchaus nicht zu mannhafter That entschließen kann, einen Stoß geben, daß es in die Luft fällt und nun wohl oder übel seine kleinen Schwingen gebrauchen muß. Es ist eben noch kein Meister vom Himmel gefallen, auch die Vögel müssen das Fliegen erst lernen.

Aber nicht alle! — Die jungen Turmschwalben wären verloren, wenn sie, sobald sie das Nest verlassen, nicht gleich fix und fertig fliegen könnten: wären sie einmal auf den Boden gefallen, würden sie sich nie wieder erheben können. Bei Hunderten und Tausenden treiben sie sich jetzt mit den Alten über den Häusern der Städte herum und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei. Die Turmschwalbe ist ein echtes Lufttier und zeigt in ihrer Organisation eine sehr einseitige Anpassung. Von allen einheimischen Vögeln hat sie im Verhältnis zu ihrer Körpergröße die längsten, dabei zugleich die schnellsten Flügel. Sie sind wahre Luftsäbel und auf Kosten der sehr mangelhaften hinteren Gliedmaßen entwickelt, wie der Flug der Turmschwalbe auf Kosten ihrer Gehfertigkeit.

Ist der Pirol, wie wir im Mai hervorheben konnten, einer unserer farbenprächtigsten Vögel, dessen Geschlechter sich sehr auffallend unterscheiden, und dabei ein großer Künstler im Nestbau, so ist die Turmschwalbe in ihrem rauchschwarzen Kleid eine unserer schlichtesten einheimischen Vogelgestalten, Männchen und Weibchen derselben gleichen einander im höchsten Grade und ihr Nest ist das denkbar einfachste. In ein Mauerloch, einen Riß im Dachkasten,

eine Felsenspalte, gelegentlich in einen usurpierten Starkasten, selten in eine Baumhöhlung, trägt sie allerlei Material zusammen, wie sie es in der Luft erschnappen kann: Federchen, Pflanzenfasern, sehr gern, wenn es möglich ist, die Kätzchen der Schwarzpappeln u. dergl. Alles das überzieht und verklebt sie mit ihrem leimartigen Speichel, so daß das Nest aussieht, als wären die Schnecken darüber gekrochen. Ein englischer Beobachter, Weir mit Namen, hielt diese Substanz für Fichtenharz!

Die Turmschwalbe heißt zwar eine Schwalbe, ist aber keine, und wenn sie auch ähnlich aussieht, so beruht diese Ähnlichkeit doch nicht auf Blutsverwandtschaft, sondern nur auf dem Resultate gleicher Anpassung an gleiche Lebensbedingungen, ist mithin rein äußerlich. In manchen Punkten ist die Turmschwalbe dem Fregattvogel noch ähnlicher als einer gewöhnlichen Schwalbe. Ihre nächsten Verwandten sind die Kolibris, sind diese aber ausschließlich amerikanisch, so sind die Vertreter der Sippe der Turmschwalben, der einige 50 Arten umfassenden Familie der Cypseliden auf der ganzen Erde mit Ausnahme des entlegenen Neuseelands zu finden. Die Tiere konnten sich bei ihrer sehr gleichmäßigen überall zu beschaffenden, aus kleinen fliegenden Insekten bestehenden Nahrung und bei ihrem wundervollen Flug mit Leichtigkeit weit verbreiten.

In Europa kommt die Gattung Cypselus in drei Arten vor: unsere gemeine Turmschwalbe findet sich nördlich bis Drontheim, fehlt aber auf Island und in

Grönland, der Alpensegler (Cypselus melba) an den Gestaden des Mittelmeeres und in einer versprengten Kolonie in der Schweiz, und eine dritte Art (Cypselus unicolor) auf der Madeira-Gruppe. Die letztere Art ist kein Zugvogel, die beiden andern sind es wohl.

Unsere Art kann man im Grunde genommen kaum ein einheimisches Tier nennen, sie ist eigentlich nur ein schwarzer Besuchsvogel aus Afrika, der drei Monate bei uns einkehrt, um sich fortzupflanzen, den Rest des Jahres aber im dunkeln Erdteile unter schwarzen Genossen verbringt. Die Turmschwalbe erscheint bei uns in den letzten Tagen des April oder in den ersten Tagen des Mai, je nach den Witterungsverhältnissen etwas früher oder später und verläßt uns in den letzten Tagen des Juli oder in den ersten des August. Einzelne Individuen, die sich bei uns oder höher im Norden verspätet haben, sieht man wohl den ganzen August hindurch bis in den September hinein unruhig und unsicher umherfliegen.

Man hat wohl behauptet, der Vogel zöge früher südwärts, wenn anhaltend schlechtes Wetter im Juli eintrete, und bliebe im umgekehrten Falle um so länger. Ich halte das für eine falsche oder mindestens falsch gedeutete Beobachtung. Wenn die Turmschwalbe ihre Jungen einmal groß gezogen hat, was in aller Welt soll sie wohl veranlassen, noch länger bei uns auszuharren? Eine Witterung, die wir nach unserer subjektiven, einseitigen Ansicht für schlecht halten, kann gerade sehr gut geeignet für das Gedeihen der Jungen unseres

Vogels sein, namentlich vielleicht in besonders reichem Maße Nahrung gewähren. Ich kann es eben von der Turmschwalbe am allerwenigsten glauben, daß sie auch nur einen Tag länger bei uns verzaudern wird, als wie ganz unumgänglich nötig ist.

Nahe Verwandte der Turmschwalben sind die beim Beginne unserer diesmonatlichen Tierbelustigung schon erwähnten Ziegenmelker. Sie sind die Nachtformen, jene die Tagformen der nämlichen großen Vogelsippe und als Nachtformen für einen jeden, der etwas Erfahrung in naturwissenschaftlichen Dingen hat, sofort kenntlich durch ihr auffallend weiches, großfederiges Gefieder, ihre matten, unscheinbaren, in verschiedenen Tinten des Brauns sich bewegenden Farben und durch ihre großen Augen. Das Volk hat stellenweise in Europa die Ähnlichkeit der gemeinen Nachtschwalbe mit den Eulen gar wohl herausgefühlt, z. B. in England, wo der Vogel fernowl, churnowl, jarowl = Farrn-, Melk- und Schnurreule heißt.

Die Ziegenmelker sind ausgesprochene Insektenfresser und leben als wahre Konkurrentinnen der Fledermäuse besonders von großen, sehr schädlichen Nachtfaltern, wodurch unsere einheimische Art gar nützlich wird und noch nützlicher werden würde, wenn sie häufiger wäre. Ihr sehr breiter, bis weit unter die Augen gespaltener Schnabel ist ein wahres Schmetterlingsnetz, dessen Umfang und damit zugleich Leistungsfähigkeit als Fangapparat wesentlich dadurch vermehrt wird, daß an seinen Winkeln lange, nach vorn gerichtete, borstenartige

Federn stehen. Ist das Maul geöffnet, so wird demzufolge der in den Rachen führende Trichter auch an den Seiten bis zu einem gewissen Grade geschlossen, wenigstens so, daß ein Falter hier keinen Ausweg findet.

Von Zeit zu Zeit kämmt sich der Vogel den Borstenbart aus, und zu diesem Behufe hat ihm Mutter Natur einen wunderlichen Kamm verliehen. Der Nagel der mittelsten Zehe ist nämlich an seinem gekrümmten Unterrande nicht wie die übrigen Nägel scharf, sondern sägeartig eingekerbt und die Zähne nehmen an Zahl mit den Jahren zu, ihre höchste Zahl beträgt zehn. Ähnliche Reinigungs-Apparate finden sich auch bei anderen Vögeln, z. B. in ausgezeichneter Weise beim Fregattvogel, und die Tiere bedienen sich ihrer hauptsächlich während des Fliegens.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ähnliche Bedürfnisse bei sehr verschiedenen Arten von Tieren Teile des Körpers in ähnlicher Weise beeinflussen und umbilden. Man kann in unserer Tierwelt schwerlich zwei Geschöpfe finden, die verschiedener wären als ein Ziegenmelker und eine Winkelspinne, sowohl was die allgemeine Lebensweise als wie die Organisation angeht, und doch hat ein in einem Punkte ähnliches Bedürfnis bei beiden auch in einem Punkte eine ähnliche Körperbildung hervorgebracht. Auch die Winkelspinne bedarf eines Kammes, um den Staub von ihrem Gespinste abzukämmen, und die mittelste Klaue an ihren Fußspitzen ist zu einem solchen umgestaltet, wodurch sie, abgesehen

natürlich von der Größe, der Kammkralle der Nachtschwalbe merkwürdig ähnlich erscheint.

Im Grunde genommen sind zwar alle Vögel interessant, aber der Ziegenmelker ist es in besonders hohem Grade durch seine Lebensweise, durch die Schwierigkeit diese zu beobachten und durch den geheimnisvollen Sagenschleier, den die Phantasie des Volkes seit Jahrtausenden um ihn gewoben hat.

Am Tage sitzt der Vogel an Waldrändern und auf Waldblößen in dem dichten Gestrüpp versteckt, das Heide-, Farrnkräuter, Weiderichbüsche, Brombeerranken, Heidelbeerstauden u. s. w. bilden, und erschreckt uns, wenn er unerwartet, lautlos, gespensterhaft vor uns auffliegt. Hier nistet er auch, d. h. hierher legt er seine beiden grau und braun marmorierten und gestrichelten Eier auf den glatten Boden ohne irgend welche Unterlage.

In gewissem Sinne gereicht es dem Ziegenmelker zum Vorteil, daß er kein Nest hat, denn so ist er nicht an die Scholle gebunden und kann seinen Haushalt etablieren wo, und umziehen wohin und wann es ihm gefällt, ganz nach Gutdünken und Belieben. Wird er beim Brüten gestört, so trägt er seine Eier, selbst seine Jungen, in der geräumigen Maultasche von dannen, das Männchen und das Weibchen je eins, um an anderer Stelle einen sichereren Schlupfwinkel zu suchen.

Die Nachtschwalben gelten fast überall, wo sie vorkommen, für unheimliche, Unheil verkündende Vögel: ihr schattenhaftes, nächtliches Treiben, bei manchen Arten

auch die schauerlichen Töne, die sie unter dem Schleier der Dunkelheit von sich geben, haben die menschliche Phantasie von je angeregt. Unserer einheimischen Art wird schon im römischen und griechischen Altertum Schuld gegeben, daß sie den Ziegen nächtlicherweile die Milch aus dem Euter söge, und sie heißt daher Caprimulgus und Clegotheles. Ich bezweifle, daß die deutschen Namen Ziegenmelker, Geissauger und der englische goatsucker und, wie erwähnt, churnowl, einheimische Produkte sind, ich glaube, sie sind einfache Übersetzungen des lateinischen caprimulgus, und vielleicht durch gelehrte Mönche zugleich mit dem an sie sich knüpfenden Aberglauben in das Volk gebracht.

Der Vogel soll sich den Ziegen nachts, wenn sie schlafen, an das Euter legen und ihnen die Milch aussaugen. Veranlassung zu dieser wunderlichen Meinung, die selbstverständlich der Wahrheit nicht im mindesten entspricht, hat jedenfalls, wieder zusammen mit der nächtlichen Lebensweise, das weite Maul der Nachtschwalbe gegeben. In den diesseits der Alpen gelegenen Teilen Europas ist es wohl nirgends üblich die Ziegen über Nacht im Freien zu belassen, während die Tiere im Süden fast das ganze Jahr hindurch, bei Tag und bei Nacht, in keinen Stall kommen. Hier konnte den Hirten, wenn sie nachts, unter ihren Herden ruhend, die unheimlichen Vögel von dem stern- und mondhellen Himmel herab zur Erde und, um allerlei Dungkäfer zu fangen, zwischen dem Vieh hermschweben sahen, der Gedanke gar wohl kommen, daß ihre Bewegungen und Bestrebungen

gegen den Euterinhalt ihrer Ziegen gerichtet sein müßten.

Bedeutungsvolle deutsche Namen des Ziegenmelkers sind Nachtschatten und Hexe, beide haben offenbar Bezug auf sein unheimliches Wesen. —

In den ersten Wochen des Juni steht das Vogelleben bei uns in höchster Blüte, aber gegen Ende des Monats nimmt es rasch ab. Einer nach dem andern der kleinen Sänger verstummt, viele verlassen schon, familienweise oder zu größeren Gesellschaften sich zusammenschlagend, ihre Niststätten und beginnen von Gehölz zu Gehölz, von Baum zu Baum ziehend und streichend ein ungebundenes Wanderleben. Nur wenige Arten schreiten in dieser Jahreszeit zu einer zweiten Brut.



Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.